

Sitzungsberichte

der königl. böhmischen

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

in Prag.

Jahrgang 1865.

Januar — Juni.

506.437
.C448

PRAG, 1865.

Sitzungsberichte

der königl. böhmischen

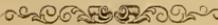
Gesellschaft der Wissenschaften

in Prag.

Jahrgang 1865.

Januar — Juni.

63



PRAG.



Druck von Dr. E. Grégr. — Verlag der k. böhm. Gesell. der Wissenschaften.

1865.

Handwritten text, likely a title or header, which is extremely faint and illegible.

Handwritten text, likely a title or header, which is extremely faint and illegible.

53839

204



Jahresbericht für 1864,

in der ordentlichen Sitzung der königl. böhmischen Gesellschaft
der Wissenschaften am 4. Januar 1865 erstattet

vom beständigen Secretär

Dr. Wilhelm Rudolph Weitenweber.

Königliche Gesellschaft der Wissenschaften!

Hochgeehrte Herren!

Es ist heute zum zwölften Male, dass mir in meiner Eigenschaft als Secretär der Gesellschaft die ehrenvolle Gelegenheit geboten wird, die verehrten Herren Collegen aus Anlass des so eben eingetretenen Jahreswechsels nach althergebrachter Sitte, in diesen Räumen glückwünschend zu begrüßen. Indem heute zugleich die ordentlichen Geschäftssitzungen der Gesellschaft für das Jahr 1865 eröffnet werden, ist es am Orte, dass ich Ihnen über die in unserer Gesellschaft während des Verlaufes des eben beendigten Jahres 1864 stattgefundenen Begebenisse und Leistungen im Allgemeinen und Besondern eine gedrängte Rückschau entwerfe.

Was zuerst die im Schosse der k. Gesellschaft, namentlich im Personalstande selbst, während des Jahres 1864 eingetretenen Veränderungen anbelangt, so habe ich vor Allem die bedauerlichen Verluste zu erwähnen, welche sie durch den Tod folgender hochgeschätzter Mitglieder erlitten hat; es starben nämlich: 1. aus der Kategorie der auswärtigen der k. dänische Etatsrath Prof. Christian Rafn in Kopenhagen (gest. am 18. October), ferner 2. aus der Kategorie der ausserordentlichen der k. k. Universitätsprofessor Dr. Johann Nepomuk Ehrlich (gest. in Prag am 23. October) und der Scriptor an der k. k. Universitätsbibliothek P. Franz Sal. Bezděka (gest.

am 1. November); und 3. die correspondirenden Mitglieder: Prof. Dr. Friedrich Rud. Kolenatý (gest. auf dem Altvater am 17. Juli) und Prof. Dr. Franz Boleslaw Kwět (gest. in Warschau am 18. Juli). — Dagegen sind durch Neuwahl in die k. Gesellschaft wieder zugewachsen und zwar 1. in die Kategorie der auswärtigen Mitglieder Hr. Prof. Dr. Carl Theod. v. Siebold in München (gewählt am 4. Mai), sowie in die Kategorie der ausserordentlichen die beiden Herren Universitäts-Professoren Dr. Carl Hornstein und Dr. Victor Ritt. v. Zepharovich in Prag (beide gewählt am 6. Juli). — Auf die erledigte Stelle eines ordentlichen Mitgliedes der Gesellschaft wurde am 6. April das bisherige ausserordentliche Mitglied Hr. Landesarchivar Dr. Anton Gindely erwählt, endlich das bisherige correspondirende Mitglied Hr. Dr. Adalbert Šafařík wegen seiner Uebersiedelung nach Prag statutenmässig unter die ausserordentlichen Mitglieder versetzt.

Die königliche Gesellschaft besteht demnach gegenwärtig mit Beginn des Jahres 1865 aus 12 Ehrenmitgliedern, 20 ordentlichen und 28 auswärtigen, 37 ausserordentlichen und 39 correspondirenden, daher im Ganzen aus 136 Mitgliedern; so dass in Entgegenhaltung zur Mitgliederzahl des J. 1863 sich dieselbe im eben verflossenen Jahre 1864 um 1 vermindert hat und, nach den fünf statutenmässigen Kategorien geordnet folgendes Verzeichniss der pl. tit. Herren Mitglieder für den Beginn des J. 1865 sich ergibt:

Präsident: (Vacat.)

D. Z. Director: Carl Nap. Balling.

Beständiger Secretär: Wilhelm Rudolph Weitenweber.

Ehrenmitglieder:

Carl Graf Chotek v. Chotkow und Wojnin, in Grosspriesen (1840).

Joseph Mathias Graf v. Thun-Hohenstein, in Salzburg (1840).

Joseph Ditmar Graf v. Nostiz-Rieneck, in Dresden (1841).

Eugen Graf Černín v. Chudenic, in Wien (1842).

Leo Graf v. Thun-Hohenstein, in Wien (1842).

Leopold Sacher-Masoch, Ritter von Kronenthal, in Graz (1852).

Andreas Freiherr v. Baumgartner, in Wien (1852).

Rudolph Graf v. Stillfried-Rattonitz, in Berlin (1857).

Alexander Freiherr v. Bach, in Rom (1857).

Carl Freiherr v. Mecséry, in Wien (1858).
 Leopold Felix Graf v. Thun-Hohenstein, in Prag (1858).
 Albert Graf v. Nostiz-Rienek, in Prag (1858).

Ordentliche Mitglieder:

Franz Palacký (1830).
 Johann Erasm. Wocel (1846).
 Wenzel Wladiwoj Tomek (1848).
 Joachim Barrande (1849).
 Carl Jaromir Erben (1849).
 Carl Nap. Balling (1850).
 Johann Evang. Purkyně (1850).
 Wilhelm Matzka (1850), Cassier der Gesellschaft.
 Vincenz Franz Kosteletzky (1852).
 Ignaz Joh. Hanuš (1852), Bibliothekar der Gesellschaft.
 Wilhelm Rudolph Weitenweber (1853), Secretär.
 Joseph Wenzig (1856).
 C. A. Constantin Höfler (1856).
 Friedrich Rochleder (1857).
 Johann Heinrich Loewe (1859).
 Friedrich Stein (1859).
 Martin Hattala (1861).
 Victor Pierre (1861).
 Carl Kořistka (1863).
 Anton Gindely (1864).

Auswärtige Mitglieder:

Wilhelm Carl Haidinger in Wien (1829).
 Adam Ritter v. Burg in Wien (1833).
 Adolph Martin Pleischl in Wien (1834).
 Ferdinand Hessler in Wien (1838).
 Eduard v. Eichwald in St. Petersburg (1838).
 Carl Czörnig Freiherr v. Czernhausen in Wien (1840).
 Johann August Grunert in Greifswald (1841).
 August Eman. Reuss in Wien (1842).
 Georg Heinr. Pertz in Berlin (1843).
 Joseph Hyrtl in Wien (1845).

- Joseph Redtenbacher in Wien (1845).
Johann Lamont in München (1846).
Carl Fritsch in Wien (1849).
Joseph Alex. Freiherr von Helfert in Wien (1854).
Adolf Lamb. J. Quetelet in Brüssel (1855).
Heinrich Robert Göppert in Breslau (1855).
Theodor Georg v. Karajan in Wien (1855).
Franz Miklosich in Wien (1855).
Peter Mar. Flourens in Paris (1856).
Gideon Jan Verdam in Leyden (1857).
Math. Font. Maury d. Z. in England (1858).
Ignaz Döllinger in München (1859).
Justus Freiherr von Liebig in München (1859).
Carl Friedr. Phil. v. Martius in München (1858).
Gustav Köhler in Berlin (1859).
Heinrich Wilh. Dove in Berlin (1859).
Carl Theod. v. Siebold in München (1864).

Ausserordentliche Mitglieder:

- August Wilh. Ambros (1859).
Carl Amerling (1840).
Friedrich Graf v. Berchtold (1850).
Georg Bippart (1861).
Joseph Georg Böhm (1853).
Vincenz Alex. Bochdalek (1860).
Johann Czermak (1851).
Franz Čupr (1850).
Joseph Dastich (1863).
Franz Doucha (1850).
Adalbert Frühauf (1863).
Joseph Rob. Hasner Ritter v. Artha (1855).
Carl Hornstein (1864).
Johann Jungmann (1850).
Wilhelm Kaulich (1863).
Philipp Stanisl. Kodym (1850).
Johann Krejčí (1850).
Hermann Freiherr v. Leonhardi (1850).

Joseph Wilh. Löschner (1855).
 Wenzel Bol. Nebeský (1848).
 Carl Aug. Neumann (1864).
 Franz Anton Nickerl (1850).
 Johann Palacký (1858).
 Johann Friedr. Schulte (1856).
 Gustav Skřivan (1863).
 Adalbert Šafařík (1859).
 Franz Xav. Šohaj (1850).
 Wenzel Stanisl. Staněk (1850).
 Carl Bol. Storch (1850).
 Wenzel Štulc (1856).
 Heinrich v. Suhecki (1858).
 Wilhelm Fridolin Volkmann (1856).
 Carl Winařický (1859).
 Rudolph Constantin Graf v. Wratislaw (1856).
 Jarosl. Anton Wrátko (1854).
 Carl Vladislav Zap (1845).
 Wenzel Zelený (1860).
 Victor Ritt. v. Zepharovich (1864).
 Wenzel Zikmund (1861).
 Johann Zimmermann (1841).

Correspondirende Mitglieder.

Alexander D. Bache in Washington (1858).
 Anton Jaroslav Beck in Wien (1851).
 Gustav Biedermann in Bodenbach (1861).
 Theodor Brorsen in Senftenberg (1850).
 Georg Curtius in Leipzig (1850).
 Christian d'Elvert in Brünn (1853).
 Joseph Engel in Wien (1852).
 Franz Xav. Fieber in Chrudim (1846).
 Joseph Barth. Ginzel in Leitmeritz (1858).
 Michael Gloesener in Lüttich (1853).
 Jacob Fedor Golowacki in Lemberg (1850).
 Leopold Hasner Ritter v. Artha in Wien (1855).
 Gustav Heider in Wien (1851).

- Alexander Fedor. Hilferding in St. Petersburg (1860).
 Carl Jelinek in Wien (1848).
 Hermenegild Jireček in Wien (1858).
 Joseph Jireček in Wien (1858).
 Franz Karlinski in Krakau (1860).
 Matthäus Klácel in Brünn (1850).
 Adam Klodzinski in Lemberg (1850).
 Joseph Georg Köhler in Olmütz (1840).
 Wenzel Adalb. Kuneš in Triest (1854).
 Wilhelm Dušan Lambl in Charkov (1856).
 Joseph Leidy in Philadelphia (1860).
 August Le Jolis in Cherbourg (1858).
 Emanuel Liais d. Z. in Brasilien (1856).
 Franz Moigno in Paris (1856).
 John H. Newmann in Birmingham (1859).
 Anton Rybička in Wien (1858).
 August Schleicher in Jena (1859).
 Robert Shortred in Ostindien (1851).
 Alois Šembera in Wien (1850).
 Giuseppe Valentinelli in Venedig (1853).
 Gustav Adolph Wolf in Lemberg (1840).
 Constantin Edl. v. Wurzbach in Wien (1858).
 James Wynne in New-York (1859).
 Gregor Zeithammer in Klattau (1849).
 Robert Zimmermann in Wien (1854).

Nachdem das geehrte Mitglied, Herr C. J. Erben der seit vielen Jahren beobachteten Geschäftsordnung zufolge, das alljährlich unter den ordentlichen Mitgliedern nach dem Turnus ihres Eintrittes in die kgl. Gesellschaft wechselweise geführte Ehrenamt eines Directors vom Mai 1863 bis Juni 1864 bekleidet hatte, wurde dasselbe hierauf vom derzeitigen Director Hrn. Carl Balling übernommen. In Bezug auf die übrigen Functionäre der Gesellschaft, nämlich den beständigen Secretär, Cassier und Bibliothekar war im Verlaufe des J. 1864 keine Veränderung eingetreten; die Stellen der vier Sections-Geschäftsleiter wurden wieder, wie im vorhergehenden Jahre von den Herren Tomek (historische Section), Hanuš (philosophische Section), Weitenwg-

ber (naturhistorisch-mathematische) und Hattala (philologische Section) versehen.

Was ferner das literarische Wirken der kgl. Gesellschaft nach Innen und Aussen im verflossenen Jahre betrifft, so ist dasselbe ein auf erfreuliche Weise reges zu nennen. Es haben, wie aus den, auch in diesem Jahre separat durch den Druck veröffentlichten Sitzungsberichten zu ersehen ist, im Jahre 1864 in der historischen Section 10, in der naturwissenschaftlich-mathematischen 10, in der philosophischen 9 und in der philologischen 8, im Ganzen 37 wissenschaftliche Wochenversammlungen stattgefunden; an welchen sich mit theils grösseren, theils kleineren Vorträgen betheiligte haben von den ordentlichen Mitgliedern namentlich die Herren: Fr. Palacký, Wocel, Tomek, Matzka, Hanuš, Weitenweber, Höfler, Löwe, Stein, Hattala, Pierre und Gindely; von den ausserordentlichen die Herren: Ambros, Amerling, Bippart, Dastich, Hornstein, v. Leonhardi, Joh. Palacký, v. Suchecki und Ritter v. Zepharovich; von correspondirenden Hr. Hermenegild Jireček; als Gäste haben in der k. Gesellschaft wissenschaftliche Vorträge gehalten die Herren: Hr. Durége, L. Grellepois, Jos. Kolář, Lepař, Lippich, A. Nowak und Fr. Štolba. — Ueberdiess sind auf Kosten der k. Gesellschaft folgende, für den XIII. Actenband bestimmte Abhandlungen publicirt worden, und zwar: A) von Mitgliedern: W. Tomek's Apologie der ältesten Geschichte Böhmens gegen die neueren Anfechter derselben; I. J. Hanuš Nástin báječných bytostí Báby a Děda, hlavně co do starožitností česko-slovanských; Johann Palacký's Pflanzengeographische Studien 1. Erläuterungen zu Hooker und Bentham's genera plantarum; G. Bippart Beiträge zur Erklärung und Kritik des Horatius; Wilh. Kaulich's die Lehren des Hugo und Richard von S. Victor; Jos. Dastich's Ueber die neueren psychologisch-physiologischen Forschungen im Gebiete der menschlichen Sinne. — B) von Nichtmitgliedern: Carl Feistmantel's Beobachtungen über die Entstehung einiger sphäroidischer Gebilde im Mineralreiche.

Auch was die literarische Wechselbeziehung zu anderen gelehrten Academien und Vereinen, insbesondere den Austausch der bezüglichen Druckschriften betrifft, lässt sich die erfreuliche Bemerkung machen, dass nicht nur der bereits seit Jahren gepflogene Verkehr lebhaft unterhalten, sondern auch manche neue Verbindung angeknüpft wurde.

Auf diese Weise hat sich auch im eben verfloßenen Jahre unsere Gesellschafts-Bibliothek mehrerer sehr schätzbarer Acquisitionen erfreut, welche durch den gewöhnlichen Buchhandel käuflich zu erwerben uns nicht möglich gewesen wäre. Bei dieser Gelegenheit erfülle ich zugleich die angenehme Pflicht, sämtlichen öffentlichen Instituten des In- und Auslandes, sowie den geehrten Verfassern, welche im Verlaufe des Jahres 1864 durch die wohlwollende und freundliche Zusendung werthvoller Werke ihre Sympathien für unser der Wissenschaft gewidmetes Institut an den Tag legten, im Namen der kgl. Gesellschaft den ergebensten Dank auszusprechen! Insbesondere sind wir für den Erhalt der gesammten Druckschriften der kais. Academie der Wissenschaften (aus Wien), der Philosophical Transactions of R. Society (in London), der Sveriges geologiska Undersökning (aus Stockholm), der Mémoires und Bulletins der kais. russ. Academie der Wissenschaften (aus St. Petersburg), der Druckschriften der Smithsonian Institution (aus Washington), der Monumenta graphica medii aevi (aus Wien) u. a. zum wärmsten Danke verpflichtet.

Philologische Section am 2. Januar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Hanuš, Weitenweber, Hattala, Čupr, Storch, Dastich; als Gäste die HH. Lepař, Jedlička, J. Novotný, Dittelbaum und Walter.

Hr. Prof. B. Jedlička (als Gast) hielt einen Vortrag (in böhmischer Sprache) über die Entstehung und Beschaffenheit des zusammengesetzten Satzes, vom psychologischen Standpuncte.

Philosophische Section am 9. Januar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Palacký sen., Hanuš, Weitenweber, Löwe, Storch; als Gäste die HH. Jos. Müller, Walter, Jedlička, Klemt und Lippich.

Das ord. Mitglied, Hr. Löwe hielt einen Vortrag über die Idee des Guten und ihr Verhältniss zu der Idee Gottes.

Bekanntlich hatte schon die Megarische Schule und noch voll-

ständiger Plato die Idee des Guten mit der Idee des Absoluten identificirt. Hieran sich anschliessend verstand die gesammte spätere antike Philosophie unter dem höchsten Gute, dem *summum bonum*, nicht bloss den höchsten und letzten Zweck des menschlichen Daseins, sondern auch die Gottheit selbst. Wir finden diese Doppelsinnigkeit noch bei Kant, der eben um diesen Uebelstand zu beseitigen, das absolute höchste Gut, nämlich Gott, unterschied von dem relativen, d. i. dem supremen Endzwecke, auf den alles menschliche Streben sich richten soll. Allein durch die Hinzufügung dieser Bestimmungen ward die Zweideutigkeit und daher auch das Schwankende in der Bezeichnung „höchstes Gut“ nicht gehoben. Denn, um nur Eines anzuführen, wenn der Unterschied zwischen der Idee der Gottheit und jener des obersten Endzweckes nur als eine Differenz der Qualification, nämlich als Gegensatz zwischen Absolutheit und Relativität angegeben wird, so kann damit leicht die Ansicht sich verbinden, dass gleichwie das höchste Gut im relativen Sinne Etwas ist, das seine Realisirung erst erwartet, so auch das höchste Gut im absoluten Sinne ein Solches sein möchte.

Und in der That liegt ein ähnlicher Gedanke, nämlich jener der Selbstrealisirung Gottes oder der absoluten Vernunft durch das Medium eines endlosen Selbstvervollkommnungsprocesses der endlichen Vernunft innerhalb des Menschen, der positiven Philosophie Kant's zu Grunde, wenn dieser Gedanke auch keineswegs von Kant ausgesprochen, ja nicht einmal von ihm intendirt wurde, sondern erst in der Durchbildung der Kantischen Philosophie durch Fichte in seiner vielbesprochenen Idee der moralischen Weltordnung offen hervortrat. Auf diesem Standpunkte waren absolutes und relatives höchstes Gut im Wesen identisch, und nur insofern von einander zu unterscheiden, als das absolute höchste Gut für das unendliche Ziel, das relative aber für dessen endliche Vermittlung zu gelten hatte.

Diese einzige Hinweisung genügt wohl, um zu constatiren, dass, wenn man nicht in einen unentwirrbaren Knäuel von Missverständnissen gerathen will, es vor Allem nothwendig ist, die verschiedenen Bedeutungen genau aus einander zu halten, in denen das Wort: „gut“ verstanden werden kann.

Im Allgemeinen denkt man sich unter Gut gewiss immer etwas Werthvolles. Allein dieses Werthvolle kann in metaphysischem

oder ethischem Sinne und in beiden Fällen in substantivischer oder adjectivischer Form gefasst werden.

a) In metaphysischem Sinne versteht man unter Gut ein Seiendes, Substantielles, und zwar eine Substanz, eine Wesenheit an sich, oder ein, sei es durch die eigene Kraft der Substanz oder durch menschliche formgebende Thätigkeit, an ihr gebildetes Wesenhafte. In diesem Sinne wird das Wort gut vorzugsweise substantivisch gebraucht — ein Gut, Güter.

b) In ethischem Sinne bedeutet gut nicht ein an sich seiendes, substantiell Reales, sondern ein seinsollendes, zu Realisirendes, und zwar substantivisch entweder objectiv, den von dem Sittengesetze vorgezeichneten Zweck, also den von ihm geforderten Inhalt einer That, das zu verwirklichende Werk, oder subjectiv, die dem Sittengesetze entsprechende constante Richtung, Kraft, Entschiedenheit und Fertigkeit des Willens, die Tugend; adjectivisch hingegen diejenige Beschaffenheit eines einzelnen Actes der Freithätigkeit oder des gesammten zeitweiligen oder dauernden Willenszustandes, durch welche dieser sich mit der sittlichen Forderung in Einklang setzt und behauptet.

c) Endlich ist gut im adjectivischen Sinne auch gleichbedeutend mit gütig, d. h. der Gesinnung, welche von uninteressirter Freude an dem Wohle Anderer, und daher auch von dem Streben beseelt ist, dieses ihr Wohl um ihrer selbst willen hervorzubringen oder zu befördern.

Diese Unterscheidungen setzen uns in den Stand die Frage zu beantworten: inwiefern der Ausdruck: höchstes Gut auf Gott anwendbar sei.

Gott ist das höchste Gut im metaphysischen und substantivischen Sinne des Wortes, indem er als absolutes Wesen der Gegenstand unbegrenzter, nie zu erschöpfender Verehrung, also der absolut Werthvolle ist. Denn er ist:

1. der an sich absoluten Werth Besizende, weil er als das absolute Sein und Dasein die durch sich selbst beseligte, schlechthin sich selbst genügende unendliche Machtfülle und Herrlichkeit ist. Er ist

2. der absolute Werthbegründer, weil der freie Urheber alles Seins, also Schöpfer alles ausser ihm existirenden Werthvollen im metaphysischen Sinne. Er ist ferner

3. der absoluten Werth-Bedingende im ethischen Sinne, weil aller sittliche Werth auf der Uebereinstimmung des creatürlichen Willens mit dem göttlichen ruht. Endlich

4. der allem creatürlichen Dasein den höchsten Werth Darbietende weil Urziel der Creatur, indem der höchste Zweck, auf den alle Zwecke im Reiche des Endlichen in letzter Instanz bezogen werden müssen, in der Einigung mit ihm durch lebendigen Liebesverkehr besteht.

Demnach muss alle Werthbestimmung, sie mag das Gute im metaphysischen Sinne als substantiell-Seiendes, oder in ethischem als Seinsollendes betreffen, zuletzt auf Gott als supremen Grund zurückgehen, und mithin auch dieser letzte Grund, der nicht nur das absolut Werthvolle an sich, sondern auch die Quelle und der Stützpunkt alles Werthes überhaupt ist, als das höchste Gut anerkannt werden.

Gott ist ferner auch absolut Gut in der adjectivischen Bedeutung des Gütigen, weil er die absolute Liebe ist.

Gott ist aber keineswegs sittlich gut, sondern über dem sittlich Guten, insofern dieses durch ihn bedingt wird. Denn sittlich gut ist eben nur die freie Creatur dadurch, dass sie ihr gesamtes freies Dasein zum treuen und lebendigen Ausdrucke der göttlichen Idee ihrer selbst macht, und auf solche Weise sich mit dem göttlichen Denken und Wollen in Uebereinstimmung setzt und erhält. Das Prädicat sittlich gut ist eben so unanwendbar auf Gott, wie irgend ein anderes, durch welches eine Beschaffenheit eines creatürlichen Daseins bezeichnet wird, und es wäre keineswegs zu kühn, wenn man, um diess recht scharf auszudrücken, sagen wollte, dass Gott eben so wenig sittlich gut, wie rund oder eckig ist. Es ist daher ein arger Missverstand, der zumeist in platonisirenden Anschauungsweisen, wenn nicht vollends in irgend einem pantheisirenden Standpunkte seinen Grund hat, wenn die Idee des Guten in ethischem Sinne mit der Idee der Gottheit identificirt wird. Das ethisch Gute ist nicht göttliche Wesenheit, und gibt es demnach keine bonitas omnis boni, keine Gott und den sittlichen Creaturen gemeinsame Substanz des Guten, sondern das sittlich Gute ist nur insofern Gottes, als es sein Gedanke und Wille ist, aber nur insofern Inhalt des göttlichen Denkens, als Gott freie Creaturen und ihr seinsollendes Verhältniss zu

ihm denkt. Wir können daher auch sagen, dass es ein doppeltes Gute als Object der göttlichen Intelligenz gibt, ein solches, das Gott als sein Wesen oder als Qualität seines Wesens denkt, das also eingeschlossen ist in dem Inhalte seiner absoluten Selbstanschauung. Dieses Gute ist schlechthin, und es kann nicht davon die Rede sein, dass es sein solle. Sodann jenes, welches er nicht in die Idee seiner selbst, sondern in die Idee jeder freien Creatur eingeschlossen hat, als ein durch das freie Dasein derselben zu erfüllendes Postulat, das also nicht ist, sondern werden soll, und zwar nicht in Gott und nicht durch Gott, sondern in der Creatur und durch die Creatur.

Endlich kann man alle creatürlichen Substanzen an sich, so wie die Grundkräfte, in denen sie ihre Seinsmacht bethätigen, im metaphysischen Sinne des Wortes gut, nämlich Güter nennen, weil sie durch schöpferische Allmacht realisirte Ideen Gottes sind. In diesem Sinne lässt sich sagen, dass die Wesenheit eines creatürlichen Geistes, seine Intelligenz und Freiheit an sich gut sind, wenn er auch vollends mit Gott sich in Widerspruch gesetzt, also sein gesamntes freies Dasein entschieden zu einem bösen gestaltet hätte.

In dieser Verwechslung der ontologischen Kategorie des Seins oder des metaphysisch Guten mit der teleologischen Kategorie des ethisch-Guten — ein Irrthum, welcher wieder die Folge war des Mangels an der wahren Creationsidee — liegt der Grund, warum wir auch bei den Koryphäen der antiken Philosophie überall eine klare und bestimmte Erklärung über den Begriff des sittlich Guten vermissen. Was sie darüber anzugeben wissen, dreht sich immer in einem Kreise mit dem Begriffe des Weisen. Gut ist was der Weise will und verrichtet; Weise ist, der das Gute will und vollbringt. Zwar in einer Hinsicht enthält diese Definition allerdings eine richtige Andeutung über das Wesen des sittlich Guten, insofern nämlich dieser Begriff als ein Verhältnissbegriff bestimmt wird. Denn eine gewisse Relativität bildet in der That einen wesentlichen Charakter des ethisch-Guten; nur nicht zu der Intelligenz und dem Willen des Weisen nach antiker Anschauung, sondern zu der Intelligenz und dem Willen Gottes als des Schöpfers. Jene Creatur ist sittlich gut, die ihr gesamntes freies Dasein zum treuen und vollständigen Ausdrucke der Idee Gottes von ihr gestaltet hat, die sich also in ihrem ganzen inneren und äusseren

Thun und Lassen mit dem göttlichen Denken und Wollen in Uebereinstimmung findet. Die Idee des sittlich Guten ist demnach nicht schlechthin durch sich selbst, sondern nur durch die Idee der Gottheit bestimmbar. Diese ist gewissermassen der nicht in ihm, sondern über ihm liegende Pol des Ethos, auf den dasselbe durchgängig bezogen werden muss, und um den es sich zu bewegen hat. Wird dieser jenseitige und unendliche Beziehungsmittelpunkt, statt in den Willen und in die Intelligenz des lebendigen höchstpersönlichen Gottes, in den abstracten Begriff des sittlich Guten selbst hineingelegt, so steigert sich der Begriff des Ethos zu dem Begriffe des im Endlichen sich realisirenden Absoluten, und man befindet sich auf irgend einem pantheistischen Standpunkte. Hiermit stellt es auch in einem ganz consequenten Zusammenhange, wenn theilweise die antike wie die moderne Ethik sich bemüssigt fand die Idee des Weisen bis zur Göttlichkeit zu potenziren.

Allein so richtig auch diese entgegengesetzte Auffassung ist, und so gewiss dadurch die wahre Relativität der Idee des sittlich-Guten ausgesprochen wird, so ist es doch eben nur diese Relativität, aber nicht das Positive, Specifische, in Bezug auf welches sie stattfindet, was in dieser Erklärung seinen Ausdruck erhält. Nun wird gewiss jener creatürliche Wille, welcher in Inhalt und Form durchgängig mit der göttlichen Forderung zusammenstimmt, der schlechthin werthvolle, also sittlich gute sein; um jedoch diese Güte ganz zu verstehen, müsste man zuvor auch jenen Inhalt und jene Form kennen. Mit einem Worte: es handelt sich darum, nicht bloss die Relativität der Idee des sittlich Guten zur Idee Gottes, sondern das eigene Wesen desselben an sich, seine innere selbstige Natur, welche den ihm eigenthümlichen absoluten Werth constituirt, klar zu machen. Oder um es noch genauer auszudrücken, die richtige Bestimmung der Idee des sittlich Guten hat stets beide Momente, seine innere objective Bedeutung wie die ihm wesentliche äussere Relation zum göttlichen Willen, niemals aber einseitig bloss das Eine oder das Andere ins Auge zu fassen.

Die entsprechende Vereinigung der gedachten beiden Momente ist es auch, worum es sich bei der Beantwortung der bekannten Frage handelt: Ob das Gute gut sei einzig und allein darum, weil Gott es wolle, oder ob im Gegentheile Gott es wolle, weil es gut sei, oder

mit anderen Worten: Ist der Wille Gottes das Bestimmende für den Werth des Guten, oder umgekehrt der Werth des Guten das Bestimmende für den göttlichen Willen? Beide Sätze sprechen eine Wahrheit aus, wenn sie richtig gefasst werden, und bilden unter dieser Voraussetzung gar keine Alternative, sondern bestehen sehr wohl zusammen. Missverstanden jedoch und zu einseitigen Extremen hinaufgeschraubt, schliessen sie nicht nur einander aus, sondern sind auch beide zugleich falsch. Lässt man nämlich die ganze Bedeutung des sittlich Guten vollends aufgehen in dessen Relativität zum göttlichen Willen, ohne auf einen eigenen inneren specifischen Werth desselben zu reflectiren, dann setzt man das die Güte desselben Constituirende lediglich in den Umstand, dass das beneplacitum Dei sich ihm zugewendet, dass die göttliche Wahl es bevorzugt habe, also in das reine Gewolltsein von Gott, und da man von allem objectiven Werthe abstrahirt, in ein souveraines Belieben, in eine absolute Willkür Gottes, dergestalt dass, um es recht grell auszudrücken, auch das Schlechte, wenn es von Gott gewollt würde, eben dadurch, dass es von ihm gewollt wurde, an die Stelle des Guten träte.

Nimmt man dagegen für das Gute einen absolut selbstständigen, von der göttlichen Intelligenz und dem göttlichen Willen schlechthin unabhängigen Werth in Anspruch, der mithin auch bestände, selbst wenn kein Gott wäre, und demnach auch ganz getrennt von der Idee Gottes sich erkennen und bestimmen lassen könnte, dann setzt man die Autorität eines abstracten Begriffes an die Stelle der lebendigen höchstpersönlichen Autorität Gottes, und steigert sonach die Idee des Guten zu einem über Gott und seinem Willen schwebenden Absoluten, einem für alle Vernunftwesen gleich massgebenden Gesetze, dem auch Gott sich unterzuordnen hat.

Bekanntlich verfiel Descartes und ein Theil seiner Schule in den ersten Irrthum; ja Descartes sprach nicht nur den ethischen, sondern auch den logischen und mathematischen Gesetzen jede selbstständig ihnen zukommende Giltigkeit ab, und setzte diese ausschliessend in die absolute Machtvollkommenheit des reinen Beliebens Gottes. Das andere Extrem aber hatte schon Hugo Grotius zu der Consequenz geführt, die Nothwendigkeit des Zusammenhanges zwischen der Moral und speculativen Theologie zu läugnen, nicht etwa bloss die Abhängigkeit der philosophischen Ethik von der positiven dogmatischen

Theologie, was bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Erkenntnisquellen vollkommen gerechtfertigt gewesen wäre. Hugo Grotius nämlich meinte, der Inhalt des Ethos würde derselbe sein, auch wenn es keinen Gott gäbe, wiewohl es Einen gibt. Später drückte Wolf diesen Gedanken in dem Satze aus: Auch der Atheist, wenn er consequent sei, müsse gerade so moralisch handeln, wie der Theist. Die durch diese Losreissung der Ethik von der speculativen Theologie begonnene Zersetzung der höchsten Principien der Philosophie wurde nachmals von Kant innerhalb der Ethik selbst fortgesetzt, indem er sie in zwei durch eine völlige Kluft von einander geschiedene Gebiete, in eine Sitten- und Rechtslehre dergestalt zerstückte, dass, wenn vordem das Ethos ohne Gott, jetzt das Recht ohne Gott und ohne Ethos, ja möglicherweise im Widerspruche mit beiden sich geltend machen, und gleichwohl zugleich mit ihnen von einer und derselben Vernunft gefordert werden sollte. Endlich wurde dem Zerstörungsprocesse der organischen Einheit der Philosophie durch den neueren Monadismus die Krone aufgesetzt, welcher auch noch das Band, das bisher wenigstens die Metaphysik mit den von einander gerissenen Theilen verband, durchaus beseitigt wissen wollte.

Doch wir wollen diese Abschweifung, in welche uns die Erwägung der Folgen einer einseitigen und exclusiven Berücksichtigung eines der beiden in der Idee des sittlich Guten zu erwägenden Momente verlockte, nicht weiter ausführen, und bemerken nur noch in Bezug auf die zuletzt erwähnte Ueberspannung der Objectivität des Guten an sich, dass, wie gleich anfänglich gezeigt wurde, Gott die höchste Idee ist, zu welcher das Denken in metaphysischer und ethischer Hinsicht sich zu erheben vermag, und durch welche es erst in beiderlei Richtung zu seinem befriedigenden Abschlusse gelangt. Die Idee des Guten geht demnach in keiner Bedeutung des Wortes der Idee Gottes vorher, sondern umgekehrt ist mit der Idee Gottes unmittelbar die Idee des supremen Gutes und Guten gegeben. Keineswegs verhält es sich also mit der Anwendung des Prädicates gut auf Gott, wie mit der Subsumption eines gegebenen Objectes unter einen — vor diesem Objecte und unabhängig von ihm bereits vorhandenen Begriff, gleichwie etwa ein aufgefundener Krystall als Diamant, oder eine Pflanze als Lilie bestimmt wird. Die Bilder dieser beiden individuellen Objecte kann man haben, ohne die Begriffe Diamant, Lilie zu besitzen.

Die wahre Idee Gottes hingegen kann man nicht haben, ohne die der absoluten Machtfülle des Seins, der absoluten schöpferischen Liebe und des seinsollenden Verhältnisses zwischen dem creatürlichen und göttlichen Willen, also ohne die des absoluten Gutes und Guten. Man hat also entweder die Idee Gottes gar nicht, und dann kommt man nicht in den Fall das Prädicat gut auf ihn anzuwenden, oder man hat sie und zwar in rechter Weise, und dann hat man unter Einem und untrennbar von ihr auch die Idee des Guten im umfassendsten Sinne des Wortes.

Hierin liegt nun zugleich der Schlüssel für die Lösung der obigen Frage, ob der Wille Gottes das Bestimmende sei für das Gute, oder das Gute das Bestimmende für den Willen Gottes. Ich habe schon bemerkt, dass die Disjunction, in welche die beiden Theile dieser Frage zu einander gesetzt werden, nur die Folge einer unrichtigen Auffassung sei, bald der Idee des Guten, bald des Begriffes von der Absolutheit des göttlichen Willens, und dass sie an sich sehr wohl zugleich festgehalten werden können, ja müssen. Eine Lösung in ähnlichem Sinne hat anschliessend an frühere scholastische Lehren zwar schon Leibnitz wiederholt zu geben gesucht, indem er entgegen denjenigen, welche die obersten Principien des Wahren und Guten nur für schlechthin autokratische Decrete des souverainen göttlichen Willens angesehen wissen wollten, nicht den Willen, sondern die Intelligenz Gottes als die Quelle der ewigen und essentiellen Wahrheiten bezeichnete, dergestalt, dass sie von der supremen Weisheit des göttlichen Intellectes der absoluten Heiligkeit des göttlichen Willens dargeboten, von diesem selbstverständlich angenommen und als unwandelbare Normen der Wertschöpfung zu Grunde gelegt worden seien. Allein diese Art der Behandlung unserer Frage ist doch nicht frei von Bedenken. Zuvörderst legt der deterministische Grundcharakter des gesammten Leibnitzischen speculativen Systemes zusammengehalten mit dem Umstande, dass es nur graduelle nicht substantiale Differenzen sind, durch welche die Monaden, selbst die göttliche Urmonas eingeschlossen, von einander geschieden werden, die Gefahr nahe, dass gleich dem Gedankenlaufe in der endlichen Monas, so auch das Auftreten jener höchsten Wahrheiten in der göttlichen Intelligenz als die Folge einer inneren Wesensdeterminirtheit aufgefasst werde. Zweitens ist die Sonderung und Juxta-

position der göttlichen Eigenschaften, wobei jede für sich selbstständig operirt, die Intelligenz zuerst ihren Gedankenschatz öffnet, sodann der Wille nachfolgend Beschlüsse fasst, der Absolutheit des göttlichen Lebens eben so unangemessen, wie die ganze Schilderung des Vorganges als eine anthropopathische Uebertragung menschlichen Ueberlegens, Wählens und Beschliessens auf Gott sich darstellt. Die unendliche Weisheit der göttlichen Intelligenz und die vollendete Heiligkeit des göttlichen Willens sind ja nicht ausser und neben einander, sondern in einander, ja Eines und dasselbe, weil das Eine absolute Wesen in seiner schrankenlosen Bethätigung. Was also die absolute Weisheit denkt, das wird nicht erst, sondern das ist unter Einem von der absoluten Heiligkeit schon gewollt. Nun denkt einerseits die absolute Weisheit nur das schlechthin Vollkommene, also das überaus Werthvolle, also das überaus Gute. Andererseits ist die Wesensbeschaffenheit, die Natur Gottes das die Vollkommenheit des göttlichen Gedankeninhaltes, also die Absolutheit der göttlichen Weisheit Begründende. Demnach kann man ebenso die göttliche Natur als das Bestimmende für die Güte der göttlichen Gedanken- und Willens-Objecte, wie das Gute als das Bestimmende für das göttliche Denken und Wollen betrachten, sofern man nur jeden Gedanken einer Determinirtheit in Gott sich fern hält, und vor Allem nicht vergisst, dass das Auseinanderhalten der verglichenen Momente überhaupt nur dem menschlichen Denken angehört, und dass sie in Wahrheit gar nicht einander gegenüber stehen, sondern schlechthin Eines sind. Und in diesem Sinne ist mithin Beides wahr: dass Gott das Gute will, weil es gut ist, und dass das von Gott Gewollte gut ist, weil es von ihm gewollt wird. Gleichwie aber das göttliche Wesen das Bedingende ist für den Werth des Guten, und doch auch zugleich der göttliche Wille sich bestimmen lässt durch diesen Werth, ebenso, ja gerade darum bilden die beiden Charaktere des Ethos, nämlich einerseits seine Relativität zum göttlichen Denken und Wollen, andererseits seine innere selbstige Dignität eine untrennbare Einheit, und müssen sie daher auch in dieser ihrer Zusammengehörigkeit bei der Bestimmung der Idee des sittlich Guten erwogen und herausgestellt werden. Wir werden uns hierüber ganz verständigen, wenn wir schliesslich noch die letzte Frage nach jenem inneren Wesen des sittlich Guten zu beantworten suchen.

Gott hat die Welt geschaffen aus Güte und was er in ihr und durch sie und für sie will, ist Gutes. Was er insbesondere von der freien Creatur will, ist ihr eigenes Heil im Zusammenhange mit dem Heile der ganzen Schöpfung. Was also die freie Creatur der göttlichen Forderung entsprechend thut, thut sie sich und der Welt zum Heile. So ist das sittlich Gute ein Heilwirkendes, begründet in der Heiligkeit Gottes. Darum erweist es sich subjectiv, mit Rücksicht auf die innere Zuständlichkeit des Menschen, als befreiende, beruhigende, stärkende, befriedende und beseligende Macht, den Streit schlichtend, die Wirrniss lösend, die Dunkelheit erhellend, als Licht, Kraft, Friede, Freude und Glückseligkeit; nach Aussen als Leben weckend, erhaltend, fördernd, Schwankendes sichernd, Zwiespältiges versöhnend, Dauerndes begründend, überall beseligende Liebe spendend und schaffend. So stellt es sich dar als ein Abglanz der göttlichen Weisheit und Güte, und indem es als solches erkannt und dargestellt wird, ist Beides als unlösbar zusammengehörig erkannt und gewürdigt, sein innerer Werth und seine Relativität zu Gottes Intelligenz und Willen.

Diese in der Güte Gottes wurzelnde und sie reflectirende reale Macht des sittlich Guten ist es auch, was ihm unser unbedingtes Wohlgefallen zuwendet. Statt also, wie bei Kant und einer neueren ästhetisirenden Richtung in der Ethik der Fall ist, das eigenthümliche Wesen des sittlich Guten auf die Wirkung zurückzuführen, welche die Vorstellung desselben auf unser Gemüth hervorbringt, muss umgekehrt diese Wirkung auf jenes Wesen zurückgeführt und aus ihm begriffen werden. Demgemäss ist gar nichts damit ausgerichtet, wenn man das Wesen des sittlich Guten gleich dem des Schönen dahin bestimmt, dass die Vorstellung desselben uns unbedingten Beifall abnöthigt, und auf die allfällige Frage, wodurch es Solches vermöge, antwortet, dass es diess durch seine Form bewirke, indem man zugleich hinsichtlich des sittlich Guten sich darauf beruft, dass die Form der Handlungsweise, nämlich das Handeln nicht nur pflichtgemäss, sondern auch aus Pflicht, über die Güte desselben entscheide. Denn erstlich ist mit dem Letzteren nur Eine Art des Guten, nämlich die tugendhafte Gesinnung charakterisirt, aber keinesweges die ganze objective Sphäre desselben erschöpft. Zweitens würde sodann die Frage nach dem Verursachenden und Rechtfertigenden jenes unbedingten an die Vorstellung des Guten sich knüpfenden

Wohlgefallens nun in Bezug auf die Form zurückkehren, welcher diese Wirksamkeit zugeschrieben wird. Was ist es, wodurch die Form einer Handlung eine solche unwiderstehliche Macht auszuüben im Stande ist, und wann ist sie Solches im Stande? Wollte man mit Kant den fraglichen Grund in die an dieser Form erkennbare allgemeine und nothwendige Giltigkeit setzen, so früge sich abermals, was den Anspruch auf eine solche Geltung begründe. Wollte man den bewältigenden Einfluss der Form ableiten aus der Uebereinstimmung mit einem obersten Gesetze, so würde es sich um den Werth dieses Gesetzes handeln; denn der abstracte Begriff der Uebereinstimmung allein vermöchte doch gewiss nicht das Wunder zu wirken. Dann aber bewegte man sich offenbar in einem Zirkel, indem man das Gesetz zur Voraussetzung für das Gute, und das Gute zur Voraussetzung des Gesetzes machte, und es wiederholte sich hier dasselbe mit Rücksicht auf den Begriff des Gesetzes, was, wie wir früher bemerkten, der antiken Philosophie hinsichtlich des Begriffes vom Weisen begegnete.

Dem abstracten Formalismus, er möge das Gute, das Wahre oder das Schöne behandeln, fehlt überall die Einsicht, dass Stoff und Form stets untrennbar zusammenhängende Correlate sind. Es gibt kein lebendiges Reale ohne Form, und keine lebendige Form ohne einen sie erfüllenden Inhalt. Keines von Beiden kann daher von dem Anderen losgerissen, und als wie etwas für sich Bestehendes betrachtet werden, ohne dass das Verständniss des Einen wie des Anderen vernichtet würde. Ein Stoffliches ohne Form wäre ein Sein ohne Dasein, schlechthin ohne Thätigkeit und Leben, also zwar ein Wirkliches, aber kein Wirkendes mithin auch für uns nicht Erkennbares, also auch so gut wie nicht Vorhandenes. Eine Form ohne Inhalt aber wäre das ganz Leere und Nichtige, das mithin um so weniger etwas zu wirken vermöchte. Würde man uns nicht etwa dagegen ein, die planimetrischen oder stereometrischen Figuren seien ein solches rein Formales und gleichwohl keinesweges Nichtiges. Denn wenn auch bei der Darstellung dieser Formen von dem Stofflichen abgesehen wird, von dem sie erfüllt werden können, so wird doch dabei nicht von allem Realen abstrahirt, da sie selbst schon etwas Reales, nämlich die Beziehungen von Raumpunkten, also reale Raumverhältnisse zum Gegenstande haben, ohne welches Reale und Objective sie nicht Anschauungen bilden könnten. Und wahrlich, wenn die richtige Fassung

jener Ideen des Guten, Wahren und Schönen dadurch bedingt würde, dass man von allem Realen, von allem was sich im Leben als wirkende Macht bewährt, abstrahirt, dann liesse sich nicht begreifen, wie man mittelst dieser so ausgehöhlten und vernichtigten Ideen auf das Leben leitend und regelnd einzuwirken vermöchte, nachdem man doch alle Verbindungsfäden zwischen jenen und diesem zerrissen, alle Brücken abgebrochen hätte, auf welchen man aus der Region des völlig Abstracten und Leeren in das Reich des Concreten und Lebensvollen gelangen könnte. In der That, da der Formalismus, vom Leben abstrahirend, als ein wahres *caput mortuum* nur Todtes zurückbehalten kann, so ist es auch sein Fluch, dass er den Tod, den er in sich aufgenommen hat, über Alles verbreitet, was er ergreift, und sich überall in der Wissenschaft, in der Kunst, im Staatswesen, in der Religion, in dem gesammten praktischen Leben als eine ertödtende und zerstörende Macht erweist.

Kehren wir nun zu dem eigentlichen Gegenstände unserer Erörterung zurück, so finden wir den Grund des Wohlgefallens an dem Guten wie an dem Schönen allerdings in dessen Form, aber nur insofern diese der entsprechende Ausdruck eines schlechthin werthvollen ideellen Inhaltes ist. Da stösst man aber häufig auf das Missverständniss, dass, wenn vom Stoffe des Kunstwerkes oder des schönen Naturproductes im Gegensatze zu dessen Form die Rede ist, man unter Stoff das grob Materielle, den Stein der Statue, die chemischen Salze als Pigmente verstanden wissen will, als wenn diess gemeint wäre, wenn behauptet wird, dass die Schönheit nicht ein pur und abstract Formales sei. Wer hat aber noch je gesagt, dass im Marmorblocke als solchem die Schönheit stecke. Das wissen wir wohl Alle, dass erst die Form, die er durch die Hand des Bildhauers erhalten, aus ihm einen schönen Gegenstand schuf, über den man eben den Stein vergisst. Es ist die Statue, die man bewundert, nicht ein Stück kohlenanren Kalkes. Also darüber ist kein Streit, und wenn man den Streit auf diess Gebiet herabzöge, würde man nur zu erkennen geben, dass man das Ganze, worum es zu thun ist, missverstand oder missverstehen wollte. Aber darum handelt es sich, dass in der Form selbst ein realer, concreter, lebendiger, geistiger Inhalt, und ein abstract formales Moment zu unterscheiden ist, und dass Jene die Schönheit gerade in dieses abstracte formale Moment setzen, während wir dieses letztere nur als eine Bedingung für die entspre-

chende Darstellung jenes geistigen Inhaltes gelten lassen, diesen Inhalt selbst aber für das eigentliche Constitutive der Schönheit anerkennen. So z. B. in der Schönheit des Menschenantlitzes die gewissen von der Antike beobachteten Grundverhältnisse in den Dimensionen der Theile, und die aus dem Antlitze herausleuchtende Idee des Menschen in irgend einer derselben conformen Bestimmtheit.

Diese Bemerkungen führen uns schliesslich noch auf die bekannte Bestimmung, dass das Wohlgefallen an dem Schönen nach Kant'scher Ausdrucksweise ein uninteressirtes sein müsse. In so fern man unter Interesse ein sinnliches versteht, mag man mit dieser Forderung sich einverstanden erklären. Der Anblick einer schönen Gestalt kann allerdings ein sinnliches Begehren veranlassen, und die Freude daran in einer Sinnenlust ihren Grund haben. Dieses Gefühl wäre in der That kein ästhetisches. Also von solcher Trübung, von solchem Bodensatze muss allerdings die ästhetische so wie die moralische Lust rein sein. Aber durch die Ausschliessung sinnlicher Gelüste ist hier wie dort keinesweges alles Interesse ausgeschlossen, das nicht ein schlechthin rein formales, sondern ein reales, weil an Reales geknüpft wäre. Ein Kunstwerk, das uns in vollkommener Weise Freundschaft, Mutterliebe, irgend eine andere Tugend zur Anschauung bringt, interessirt wohl durch die vollendete Form, aber eben weil die Vollendung der Form dem an sich schlechthin werthvollen Inhalte zur vollkommenen Darstellung verhilft. Hier tritt das Schöne mit dem sittlich Guten in Verbindung. Endlich die Idee des Wahren betreffend, muss man vor Allem die Begriffe wahr und wirklich auseinanderhalten. Nicht alles Wahre braucht wirklich und nicht alles Wirkliche wahr zu sein. Die Ideale des Guten und Schönen, denen der Mensch nachzustreben hat, sind eine Wahrheit, die gleichwohl nie ganz wirklich wird. Und der Schein ist eine Wirklichkeit, ohne eine Wahrheit zu sein. Die höchste Wahrheit des Menschen wäre die vollkommen realisirte Idee Gottes von ihm. Diese in die Erscheinung tretend würde als Gegenstand der Wahrnehmung auch die vollendete Schönheit des Menschen sein. So verbänden sich hier die Ideen der Wahrheit, Güte und Schönheit.

Ueberblicken wir zum Schlusse noch einmal die Hauptpunkte unserer Erörterung über die Idee des Guten, so lassen sie sich auf die nachstehenden zurückführen, dass nämlich:

1. wenn es sich um die Anwendbarkeit der Idee des Guten auf die Idee der Gottheit handelt, die ontologische und metaphysische Fassung dieser Idee von der teleologischen und ethischen unterschieden werden müsse; dass

2. das Constituirende des Ethos nicht göttliche Wesenheit, überhaupt kein Sein im Sinne eines an und für sich Realen, sondern ein Seinsollendes, durch creatürliche Freiheit zu Realisirendes, und zwar ein Postulat Gottes an die freie Creatur, mithin ein von Gott Vorgedachtes und Gewolltes, und nur insofern auf Gott zu Beziehendes ist; dass ferner

3. eben desshalb der Begriff des Ethos ein Relationsbegriff ist, indem alles sittlich Gute auf der Uebereinstimmung des creatürlichen mit dem göttlichen Willen ruht, dass jedoch

4. ein so wesentliches Moment für die Bestimmung der Idee des sittlich Guten diese Relativität bildet, sie doch nicht das einzige ist, sondern zugleich und im engsten Zusammenhange mit ihm noch ein zweites, nämlich die eigenthümliche Natur des sittlich Guten, zufolge deren es sich überall als heilwirkende Macht erweist, und worauf sein innerer Werth sich gründet, hervorgehoben werden müsse; dass endlich

5. jene äussere und diese innere Werthbestimmung insofern zusammenfallen, als für beide die Heiligkeit Gottes das Begründende ist, so dass auch hier wieder klar wird, dass in der Idee Gottes so die Wurzel wie die Krone aller metaphysischen und ethischen Betrachtung gegeben ist, in welcher sie demnach zugleich ihren wahren Halt und ihre wahre Vollendung zu suchen hat.

Historische Section am 16. Januar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Tomek, Weitenweber, Höfler, Gindely, Winařický, Zap; als Gäste die Herren: Dr. Karl Pickert, Wiechowski, Thurnwald, Ehrlich, Krautschneider und Schlesinger.

Hr. Höfler hielt einen Vortrag über die Beziehungen K. Carls IV. zum arelatischen Königreiche.

Bekanntlich wird einer der schwersten Vorwürfe Karl IV. in Betreff seiner Verbindungen mit Frankreich gemacht und zwar der-

selbe bis zu dem Grade gesteigert, dass der Kaiser das Reichsinteresse und ganze Reichslande der französischen Krone zu Liebe aufgeopfert habe. Leider besitzen wir keine Geschichte der Beziehungen Frankreichs zum deutschen Reiche, aus welcher wir erschen könnten, was eigentlich von seinen Vorgängern in Betreff derselben abgewendet oder vernachlässigt worden, welche Schuld ihnen, welche ihm zufalle. Von den Hohenstaufen hat Friedrich II. im Kampfe mit Otto IV. sich auf dessen Gegner K. Philipp August von Frankreich gestützt 1212. Er hatte am 13. Juni 1215 Wilhelm von Baux, Fürsten von Oranien zum König von Arles und Vienne ernannt, obwohl die arelatische Krone eine der drei Königskronen war, die dem deutschen Kaiser zukamen. Von der Provence aus erfolgte dann später der Zug Karls von Anjou nach dem Königreiche Sicilien, welcher den Umsturz der staufischen Dynastie daselbst und die Verbindung der Provence, Forealquiere's Piemont's mit der sicilischen Krone zur Folge hatte. 1266. Als Rudolf von Habsburg zur Regierung des Reiches gekommen war, traten die Gelüste des französischen Königs Philipp IV. auf das Reichsbisthum Verdun*) so offen hervor, dass der deutsche König sich deshalb mit Beschwerden an den Papst Nicolaus IV. wandte 1288. Er zwang auch den Grafen von Hochburgund die Reichsgewalt anzuerkennen; seinem Sohne Hartmann die Krone von Arelat zuzuwenden, wie Rudolf wollte, um dadurch dieses Reich an Deutschland zu ketten, verhinderte dessen früher Tod 1281. Rudolfs Sohn und zweiter Nachfolger, K. Albrecht suchte sodann die Streitsachen wegen gegenseitiger Eingriffe in die Rechte anderer mit K. Philipp IV. durch ein Schiedsgericht mit Ausnahme der Grafschaft Burgund zu heben 1299, und hatte sich sein Vater an das Haus Anjou angeschlossen und seine Tochter Clementia mit Karl Martell, dem Enkel Karls von Anjou 1281 vermählt, so verlobte K. Albrecht seinen ältesten Sohn H. Rudolf mit Philipps Schwester Blanca, so dass die Häuser Habsburg und Capet 1299 in den innigsten Beziehungen standen. Bekanntlich hat dann der frühe Tod K. Albrechts I. dem Könige von Frankreich Anlass gegeben, geradezu auf die Erwerbung der deutschen Krone, sei es für sich, sei es für seinen Bruder Karl von Valois hinzusteuern. Zugleich war für die französische Krone dadurch ein ausserordentlicher Vortheil erlangt worden, dass Philipp, Sohn K.

*) Kopp I. S. 875.

Philipps IV., die Erbin von Burgund Johanna, Tochter des Grafen Otto, geheirathet hatte. Allein hatte K. Rudolf 1289 mit bewaffneter Hand die Reichsrechte über Burgund behauptet, so sollte Graf Philipp auch nach dem Vertrage von 1310 Heinrich VII. die Huldigung leisten. *) Sie sollte erfolgen, wenn Heinrich über die Alpen zurückgekehrt wäre, was leider nicht mehr geschah. Auch dass für die Grafschaft Provence K. Robert dem Reiche Huldigung leiste, verlangte, wenn gleich vergeblich, der luxemburgische Kaiser und die Weigerung des sicilischen Königs war kein geringer Grund zu den ernsthaften Zerwürfnissen Heinrichs mit ihm. Einen mindestens ebenso grossen Schlag erlitt aber das Ansehen des Reiches noch dadurch, dass Erzbischof Peter von Lyon aus dem Hause Savoyen **) unter dem Vorwande, die Zerwürfnisse zwischen dem Domcapitel, den Bürgern und den Unterthanen K. Philipps in der Nähe zu beseitigen, eigenmächtig die Gerichtsbarkeit in Stadt und Umgebung der französischen Krone abtrat, obwohl das Erzstift gleich dem von Arles, Vienne, Embrunn und Besançon zum deutschen Reiche (Königreich Arelat) gehörte. K. Rudolf hatte es wenigstens dahin gebracht, dass die Krone Neapel als Herrin der Provence und Forcalquier, die Grafen von Burgund, Mümpelgard und Savoyen die Oberherrlichkeit des Reiches anerkannten. Allein auch diese Form, das Erbe der fränkischen Kaiser dem Reiche zu bewahren, konnte im Streite K. Heinrichs mit K. Robert nicht mehr erhalten werden. Die Grafschaft Vienne (wenn auch nicht das Erzstift) war mit dem französischen Herzogthum Burgund vereinigt worden. K. Philipp IV. hatte seinen Sohn, den König Ludwig von Navarra 1310 mit einem Heere gegen Lyon gesendet, um die langjährigen Controversen der französischen Krone mit den Erzbischöfen dieser arelatischen Kirchenprovinz mit Gewalt zu entscheiden. P. Clemens V. hielt es für ein Verdienst zur Nachgiebigkeit zu rathen ***) und so erlangte K. Philipp während des Concils von Vienne die wichtige Stadt, ohne dass von Seite des deutschen Reiches, dessen

*) Kopp, Bd. IV. S. 127.

**) Jacob. Severinus chronologica historia successione hierarchieae Lugd. archiepiscopatus. 1628 fol. und in Betreff des Tausches resp. Verkaufes der erzbischöflichen Rechte über die Stadt Lyon die Urkunden bei Menestrier hist. civile de la ville de Lyon 1696 fol. p. 434—437 et preuves p. 51—65. Vergleiche auch die einschlägigen Stellen bei Raynaldi 1312.

***) Schreiben P. Clemens V. darüber bei Rayn. 1310, 33, 34.

Kaiser damals 1312 in Italien beschäftigt war, ein Schwert gezogen wurde. *) Wohl aber verbanden sich jetzt Amadens Graf von Savoyen und Markgraf von Italien und der Delphin Johann von Vienne zur Aufrechthaltung des arelatischen Reiches „in dankbarer Auerkennung der Wohlthaten, die sie und ihre Vorfahren vom Kaiserthume erlangt hatten, **) gegen Jedermann, der dasselbe wider das Reich angreifen oder beschädigen würde, wer es auch wäre.“ Es war nicht bloss Dankbarkeit, was diese Herren dazu bewogen: die Wiederherstellung des Kaiserthums sollte französischer Seits nur um den Preis zugestanden werden, dass Toscana und Lombardien unter K. Robert gestellt, das Königreich Arelat aber mit dem ganzen Gebiete von der Rhone bis zu der deutschen Gränze an Frankreich abgetreten werde. ***)

Offenbar wurde die Spitze des Bündnisses von Faverges gegen Frankreich gerichtet und bedurfte es von Seite des deutschen Reiches nur einer Unterstützung dieser so günstigen Gesinnungen um das Königreich Areles zu erhalten. Nachdem aber die Sache so weit gekommen war, gaben die Streitigkeiten der Enkel Rudolfs von Habsburg, Friedrichs und Ludwigs, der französischen Krone Gelegenheit, das Erworbene zu befestigen, Neues dazu zu gewinnen. Das Schlimmste aber erfolgte erst drei Jahre nach K. Friedrichs Tode, als K. Ludwig zu Gunsten seines Veters Heinrich von Niederbaiern abzutanken gedachte 1333. Damals versprach der designirte König der französischen Krone auf ewige Zeiten die Regalien von Arles, Avignon, Orange, Sct. Paul, Marseille, Valence, Embrun, Vienne, Genf, Lyon, Viviers (soviel von letzteren beiden noch zum Königreiche gehören) nebst Cambray, Sitten und Lausanne, dazu die Grafschaften und Länder Provence, Forcalquier, Delphinat, Dalborno, Fossigny, Savoi, Bresse, Burgund mit allen Enclaven abzutreten. Damit das deutsche Reich so geschmälert bei den Wittelsbachern bleibe, sollte „alles Land von der Grafschaft Burgund (Franche Comté) bis ans Meer von Marseille und vom Rhodanus und der Saone an bis zur Lombardie solange an Frankreich abgetreten werden, bis der neue König oder einer seiner Nachfolger dem französischen Könige an einem Tage in Paris 300000 Mark

*) Rayn. 1312, 29; Kopp II. S. 281.

**) Zu Faverges, 17. Oct. 1314. Hist. de Dauphiné par Fabri et Berillot II. p. 156.

***) Rayn. 1312, 32.

Silber auszahle,“ *) eine Clausel, von deren Unmöglichkeit gewiss Niemand mehr überzeugt war als derjenige, welcher diese Urkunde (nach einem französischen Concept) in massloser Thorheit zu Frankfurt am 7. December 1333 ausstellte.

Diese Verpfändung von Reichslanden kam nun freilich nicht zur Ausführung. Zwei Jahre später bot K. Ludwig dem Dauphin die Königskrone von Vienne an, wolle er ihn anerkennen. Da aber das Königreich nur unter dem Kaiserthume stand, weigerte sich Humbert II. **) diesen Titel von einem Fürsten anzunehmen, dessen Kaiserthum selbst mehr als zweifelhaft, noch nicht vom Papste bestätigt worden war 1335. Wahrscheinlich stellt dieses Ereigniss in Verbindung mit dem Ansinnen K. Philipps VI. von Frankreich an P. Benedict XII., seinen erstgeborenen Sohn, welcher K. Johannes von Böhmen Tochter geheirathet hatte, zum König von Vienne, wie sich Albert von Strassburg ausdrückt ***), zu erheben 1334. Wenige Jahre später suchte K. Robert von Neapel den Delphin Humbert, Sohn der Beatrix von Ungarn, einer Tochter Karl Martels von Ungarn †) und Urenkelin Karls I. von Neapel, zu bewegen, bei seinem kinderlosen Tode das Delphinat an ihn den Grafen von der Provence zu vermachen, so dass der älteste Sohn des Königs von Neapel den Namen Delphin tragen sollte. In der That war der Vertrag bereits 1337 abgeschlossen, ††) so dass also, wenn er in Wirksamkeit trat, das Haus Anjou und nicht das Haus Valois Erbe des grösseren Theiles des arrelatischen Königreiches geworden wäre. Gerade die Wahl und Krönung P. Clemens VI., welche für K. Ludwig so verhängnissvoll wurde, ward 1343 Anlass †††) zu den Unterhandlungen des Herzogs von der Normandie mit dem Delphin Humbert, um denselben zu bewegen, schon bei Lebzeiten über das Delphinat und zwar zu Gunsten der französischen Krone zu verfügen. Man sorgte, dass den Delphin die Reue nicht wieder beschleichen konnte, die Räthe des Delphin wurden durch französisches Geld ge-

*) Böhmer additamentum primum 1344—1347. S. 310.

**) Hist. de Dauphiné I. p. 306. II. Urk. XLIII., XLIV. p. 269. Vergl. auch Urk. CXXIV. p. 375 n. 1338.

***) S. 125.

†) Hist. de Dauphiné II. Urk. XLVII.

††) l. c. II. n. C. p. 344.

†††) l. c. I. p. 326.

wonnen; K. Philipp ging auf alle Bedingungen ein *) und so entstand dann eine Reihe von Tractaten, welche die Nachfolge des französischen Königshanses bei dem kinderlosen Tode Humberts II. festsetzten. Nichts desto weniger blieb K. Ludwig in möglichst gutem Vernehmen mit Humbert und suchte sich sogar seiner zu bedienen, um seine Aussöhnung mit P. Clemens zu bewirken, während dieser, welchem die Gefährlichkeit der französischen Krone immer drohender erschien, als ihm der Plan mit K. Karl IV. gelungen war, den Dauphin aufforderte, sich wieder zu vermählen, um dadurch die für Avignon drohende Nähe eines französischen Delphinates ferne zu halten. Die deshalb begonnenen Unterhandlungen wurden aber alle wieder abgebrochen. Ehe es nun mit dem Dauphin von Viennois, welcher selbst zwischen Heirath und Kloster, Türkenkrieg und Mönchthum hin und her schwankte, bis die einer Vereinigung mit den Franzosen günstige Stimmung des Adels der Dauphiné einen dominirenden Einfluss auf ihn gewann, zu einem Entscheid kam, traten zwei andere Ereignisse ein. Die Königin Johanna von Neapel war, nachdem ihr Gemahl Andreas von Ungarn aus dem älteren Zweige des Hauses Anjou ermordet worden, nach ihren provençalischen Besitzungen gegangen, nach Avignon gekommen und hatte endlich den P. Clemens bewogen, sich ihrer anzunehmen und an ihrer Restitution in Neapel zu arbeiten. Wirklich gelang es dem Papste den König Ludwig von Ungarn, welcher den Mord seines Bruders Andreas an Karl Herzog von Durazzo blutig gerächt hatte, zu bewegen, der Königin Johanna, welche sich von der Anschuldigung des Gattenmordes reinigte, das Königreich Sicilien (Neapel) zurück zu geben. Sie heirathete mit päpstlicher Dispens ihren Vetter Ludwig Fürsten von Tarent, Sohn eines Bruders (Philipp) K. Roberts von Neapel, dessen Enkelin Johanna war. Bei dieser Gelegenheit verkaufte Johanna dem Papste die Stadt Avignon, in welcher er residirte, für ewige Zeiten. K. Karl IV. aber bestätigte als oberster Lohensherr diese Schenkung, jedoch als freies Allod, ohne dass der Herr von Avignon Jemandem künftighin durch Dienst und Vasallität unterworfen sei. Wie nützlich dieses der Kirche war, setzt der Biograph des Papstes Clemens VI. hinzu, ist kaum zu glauben, da derselbe (der Papst) heutigen Tages keinen anderen Ort im ganzen Erdkreise besitzt, an welchem er freier und sicherer verweilen könnte.

*) Hiemit vergleiche man die Erzählung bei Albertus Argenterat.

Avignon war dadurch auch dem französischen Einflusse entzogen, wenn er nicht sich unter denjenigen geltend machte, welche mehr als andere verpflichtet waren, ihn fern zu halten, den neuen Herren der Stadt. Nun hatte aber K. Peter der Vierte *) von Aragonien den König Jacob von Majorca Grafen von Roussillon und Cerdagne aus seinen Besitzungen getrieben, so dass der beraubte König in Avignon von der Unterstützung des Papstes lebte. Da verkaufte er den Ort und die Baronie Montpellier **) an den König von Frankreich, welcher somit nun auch hier festen Fuss fasste. ***) Den Erlös verwandte der vertriebene König zur Anbringung eines Heeres, welches ihn in den Besitz seines Königreiches wieder versetzen sollte. Er fand jedoch in diesem Unternehmen seinen Tod; sein Sohn Jacob aber wurde gefangen und starb ohne das Reich seiner Väter erlangen zu können.

Ein drittes und gleichfalls sehr wichtiges Ereigniss war aber, dass in Betreff eines Theiles des Königreiches Arrelat K. Karl IV. bei der päpstlichen Capitulation, welche er vor seiner Königswahl einzugehen hatte 1346, selbst eine besondere Stipulation eingegangen war. Karl hatte damals nicht bloss urkundlich versprochen, die Differenzen zwischen dem Kaiserreiche und dem französischen Königthume der Entscheidung des römischen Stuhles zu überlassen, †) sondern auch in der Grafschaft Venaissin ††) sich so wenig Autorität anzueignen als in Rom; endlich die Könige von Sicilien wegen ihrer Besitzungen in der Provence, Forcalquier und Piemont nicht zu benrnhigen (30. September 1346) †††) Somit hatte Clemens VI. einen Theil des arelatischen Reiches unter den besonderen Schntz des römischen Stuhles gestellt, während der andere unaufhaltsam dem französischen Einflusse verfiel. Drei Jahre nach der Erhebung K. Karls IV. auf den römischen Königsthron erfolgte endlich in Betreff der Dauphiné der entscheidende

*) Liber memorialis Ludovici ducis Andegavensis ap. Baluz. (vitae Papar. Avin.) II. n. 187. Die ganze Correspondenz über diese Angelegenheit seit 1342 bei Baluz. II. n. 91—115. p. 607—667.

**) Franc. Petrarchae opera II. p. 868.

***) A quo etiam per ipsum in feudum tenebatur. Prima vita Clementis VI. P. p. 258.

†) Theiner Cod. diplomaticus II. n. 158.

††) l. c. n. 156, p. 157, 167.

†††) n. 169. p. 172.

Schritt: der letzte Delphin — *bestia marina*, wie ihn Heinrich von Diessenhofen in grossem Aerger nennt — Humbert erklärte im Jahre 1349 seinen Entschluss in ein Kloster zu gehen. Er übergab, im Streite mit dem Grafen von Savoyen *) hilflos gelassen, dem ältesten Sohne K. Johann dem Herzoge Karl seine Länder, entliess seine Unterthanen ihrer Eide 1350 und trat in den Prediger-Orden. Der Papst selbst weihte ihn zum Priester, erhob ihn zum Patriarchen von Alexandrien, zum Administrator des Erzbisthumes von Rheims. Er starb am 22. Mai 1355. Schon 1349 nahm Karl, nummehr Dauphin von Vienne, Graf von Alba, Herr von La Tour, nachher K. Karl V., vorläufig Besitz von dem Lande und leistete dem Erzbischofe von Lyon für einige Lehen der Lyoner-Kirche den Lehenseid (*homaige*). **) Humbert hatte sich als päpstlicher Generalcapitän auf dem Kreuzzuge gegen die Türken befunden, als sich Karl von Luxemburg in Avignon um den deutschen Thron bewarb und nun seinerseits urkundliche Verträge mit dem französischen Königshause abschloss. Johann, Herzog von der Normandie, ältester Sohn K. Philipps VI. von Frankreich († 1350), schwor angeblich schon am 30. Mai 1346 im Lager von Aiguillon, Karl IV. als König der Römer und dessen Sohne seine Freundschaft zu, was er dann am 4. August 1347 im Lager von Lombieres wiederholte. Ist das Datum richtig, so hatten H. Johann und der französische Hof, insoweit der Thronfolger über ihn verfügte, Karl schon vor der Wahl zu Rense als römischen König anerkannt. Karl heisst in der ersten Urkunde vom 30. Mai 1346 Karl von Böhmen, von Gottes Gnaden König der Römer, obwohl die Königswahl erst am 11. Juli 1346 geschah, was der Biograph des Erzbischofs Baldevin von Luxemburg übersah, ***) wie er auch die zweite Urkunde, in welcher Karl als König der Römer und von Böhmen bezeichnet wird, vom 4. August

*) *Chronique de Savoye (monum. historiae patriae) III. p. 286.* Comment le dauphin Humbert vendist le Dauphiné au roy Jehan de France par despit. Severt in *Archiepiscop. Viennens. (brevior chronologia p. 209)* berichtet, die Bürger seien für den Anschluss an Savoyen, der Adel für Frankreich, der Clerus dafür gewesen, die Sache dem Papste zur Entscheidung zu übergeben.

**) Guillaume Paradin de Cuyseaux *mémoires de l'hist. de Lyon. 1523 fol. p. 210.*

***) Dominicus S. 452 die Urkunde K. Johann Mai 1356 spricht ausdrücklich von der Verbindung d. J. 1347.

1346 datirt, während der Codex, den Pelzel benützte und der vor mir liegt, bereits für die zweite das Jahr 1347 hat.

Acht Jahre später, als Karl Kaiser geworden und nach Prag zurückgekehrt war, er einerseits die majestas Carolina, andererseits die goldene Bulle zur Ordnung Böhmens und des deutschen Reiches erliess, kam er auch auf jene Verbindungen zurück, welche er vor länger Zeit mit dem Prinzen Johann, seit 1350 König von Frankreich, abgeschlossen hatte. Er wiederholte nun, als nach Humberts Tode die Dauphiné französisch geworden, am 26. August 1355 *) das alte Freundschaftsbündniss für ihre beiderseitigen Personen und Erben. Beide vereinigten sich ferner dahin, dass die Städte Verdun und Cambrai nebst Schloss Cambresis **) in voller Herrschaft und Eigenthum des deutschen Reiches bleiben sollten; 2) dass der Thronfolger (bereits Dauphin) Karl die Dauphiné mit allem Zugehör wie sie sein Vorgänger gehabt, als Kaiserlehen inne haben und dafür dem Kaiser Huldigung leisten solle; 3) die Stadt Vienne aber habe er ohne allen Aufenthalt zurück zu geben. Ebenso soll es auch mit der Grafschaft Burgund gehalten werden. Der König verpflichtete sich den Kaiser in den Besitz von Vienne, Verdun, Cambrai und Cambresis zu setzen, sowie aller Plätze, die dazu gehörten; dafür sollte dann wieder Karl als Kaiser und König von Böhmen dem französischen Königshause alle Hilfe leisten. Hierüber sollte ferner von K. Johann ein Reversalbrief ausgestellt werden. Obwohl aber K. Karl IV. deshalb den Predigerordensmeister und seinen Secretär Magister Rudolf von Friedberg an den König sandte, theils um einen Frieden zwischen ihm und K. Eduard von England zu unterhandeln, theils die Verbindung mit K. Johann zu Ende zu bringen, so zog sich die Sache bis zum 6. Januar 1356 hinaus, an welchem Tage endlich K. Johann an K. Karl schrieb, ***) er werde ihm nächstens eine eigene Gesandtschaft deshalb schicken. Endlich im Mai 1356 bekräftigte K. Johann das im Jahre 1347 mit K. Karl abgeschlossene Bündniss für sich und seine Söhne und versprach im Allgemeinen den Kaiser in den Besitz aller Städte, Castelle, Rechte zu setzen, welche dem Reiche gehörten und die er in keiner Weise beeinträchtigen wolle, gleichwie K. Karl

*) VI. cal. Sept. (Cod. Univ.), VII. cal. Sept. (Cod. Nostiz.)

**) Castellum in Camerensio.

***) Cod. Univ. I. C. 24.

diess in Betreff der französischen Besitzungen versprochen habe. Die bestimmten Angaben, wie sie im undatirten Reversalbriefe enthalten sind, fehlen jedoch hier. Bereits am 19. September 1356 fiel aber K. Johann in der Schlacht von Maupertuis in die Hände K. Eduards; Kaiser Karl aber, den damals zweifelsohne die Lage der westlichen Gränzen des Reiches nach Metz berufen hatte, sicherte nun dem Reiche dasjenige, was ihm vertragsmässig bereits gehörte. Karl Herzog von der Normandie und Delphin von Vienne (jetzt an der Spitze des französischen Königreiches stehend) erneute das Bündniss des Jahres 1347 und versprach eidlich, den Kaiser seinen Oheim in den Besitz aller Orte und Rechte zu setzen, welche dem Reiche gehörten.

Er erhielt dafür in den schwersten Nöthen des Königreiches von K. Karl ein Anlehen von 50000 Goldgulden, von welchen er ihm 30000 als Kaiser, 20000 als König von Böhmen innerhalb Jahresfrist zurückzuzahlen versprach. Als Pfand sollte das ganze Königreich (für K. Johann), Normandie und Dauphiné (für ihn) dienen. Die westliche Gränze schien durch den Kaiser vollends gedeckt, als nicht bloss dieser Vertrag erfolgte, sondern auch die Grafschaft Luxemburg zum Herzogthum 1354 erhoben, ferner auch durch die Vermählung H. Wenzels mit Johanna von Brabant und Limburg diese beiden grossen Herzogthümer mit Luxemburg verbunden wurden (1356), endlich auch die Herzogin Johanna einwilligte, dass ihre Länder dem Hause Luxemburg zufielen, die Brabanter Stände dazu in Löwen ihre Zustimmung gaben.

Noch waren seit der Erwerbung von Lyon nicht 40 Jahre verflossen und schon war die Erwerbung der Dauphiné dazu gekommen. Nicht bloss dass die Erwerbung Lyons durch die französische Krone festgestellt wurde, indem das französische Gebiet sich Rhoneabwärts zog, sondern das Reichsgebiet war dadurch wesentlich eingeschränkt, die Erwerbung des arelatischen Königreiches dadurch wesentlich vorbereitet worden. Provence und Forcalquier, wenn nicht auch Piemont (die drei Grafschaften der im Mannesstamme bereits ausgestorbenen Königslinie Roberts von Sicilien), mussten über kurz oder lang denselben Weg gehen. Vor der Hand handelte es sich noch, sich französischer Seits mit dem Grafen von Savoyen auseinander zusetzen. Der König schrieb denn auch sogleich, als der Staatsvertrag mit Humbert abgeschlossen worden war, an den Grafen Amadeus und forderte ihn

auf, die von ihm besetzten Theile der Dauphiné zu räumen. *) Die Furcht jedoch, der Graf möchte sich mit den Engländern gegen Frankreich verbinden, brachte durch die klugen Unterhandlungen des Wilhelm de la Beaume die Heirath des Grafen mit der Schwester des Herzogs von Bourbon Damoysselle Bonne zu Stande, worauf eine für beide Theile beliebte Ausgleichung der savoyischen und delphinischen Ländereien nach dem Grundsatz erfolgte, dass was diesseits der rivière du Genier sei und bisher dem Grafen von Savoyen gehörte, nun französisch sein solle, **) was jenseits mit la Verbogne, der Baronie von Faucoguy und Beaufort, den Lehen (hommages) der Grafen von Geuf, der Herren von Villars und einigen anderen dem Grafen gehörten.

Die französische Gränze befestigte sich so im Süden und statt einer Ausdehnung der Provence nach dem Norden, wie man vor Kurzem noch gehofft hatte, drückte jetzt die französische Macht auf die provencalische. Ja die Erwerbung der letzteren ward selbst nicht lange darauf durch eine Verbindung Frankreichs und Ungarns (K. Ludwigs) in Aussicht gestellt. Die hauptsächlichsten Theile des arelatischen Reiches aber waren somit theils in französischen Händen wie Lyon und das Delphinat, theils in denen der Königin Johanna (Provence, Forealquier, Piemont), theils in denen des Grafen von Savoyen, Avignon und Venaissin in den Händen der Päpste. Zwischen diesen vier mächtigen Theilnehmern und ihrer Politik sollte sich nun das Ansehen des Kaisers als König von Arles bethätigen, ohne dass man die materielle Basis derselben nachzuweisen im Stande ist; können wir denn doch nicht sagen, was mit Ausnahme der obersten Lehensherrlichkeit dem Kaiser als arelatischem König noch reell zukam.

Man wird vielleicht sagen, Karl hätte nach der Schlacht von Mauptuis, als der französische König gefangen nach London gebracht wurde, der Dauphin in Metz bei K. Karl Hülfe flehte, sich mit den siegreichen Engländern gegen die Franzosen verbinden und von der Noth des Landes für sich und das Reich Gebrauch machen sollen. Ich zweifle auch nicht, dass ein K. Philipp IV., wenn er in der Lage

*) Promis, anciennes chroniques de Savoye p. 286.

**) Nebst den hommages du signieur de Clavayson, du signieur de Maubech. I. c. p. 288. Et tunc fuerunt facta excambia terrarum Sabaudiae et Delphinatus et inde foedera inter regem et comitem. Chronica latina Sabaudiae. Mon. Hist. Patriae III. p. 611.

gewesen wäre, den Deutschen gegenüber so zu handeln, diese Politik eingeschlagen hätte. Allein das französische Königreich, in welchem K. Karl seine Jugend zugebracht hatte, mit dessen Königshause er selbst so nahe verwandt war, erschien als ein zu wichtiger Ring in der Kette christlicher Staaten, als dass der Kaiser als Beherrscher des eigentlichen Schutzstaates der Kirche, von dem Papste selbst um Rettung Frankreichs angefleht und urkundlich verpflichtet die Differenzen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche der Entscheidung der Päpste zu überlassen, mehr thun konnte, als auf Erfüllung der Verpflichtungen zu bestehen, die die französische Krone der deutschen gegenüber eingegangen war. Was mit der Dauphiné geschehen war, konnte vom Rechtsstandpunkte nicht angefochten werden und über die Erwerbung von Lyon war bereits Gras gewachsen. Hatte sie K. Heinrich, Karls Ahnherr, geduldet, so musste der Enkel um so mehr dasjenige, was lange vor ihm geschehen war, dulden. Das Versprechen Karls, die Differenzen zwischen dem Reiche und Frankreich der Entscheidung des Papstes zu überlassen, war auch in dieser Beziehung massgebend! Allein nichts desto weniger hätte man Karl einen Vorwurf machen können, wenn er nicht diejenigen Rechte, welche ihm noch als König von Arles zukamen, in Sicherheit hätte bringen wollen.

Nach den bisher vorhandenen Quellen hatte man auch allen Grund, Karl wegen dieser Vernachlässigung der Reichsrechte einen Vorwurf zu machen; allein wir wissen positiv aus den von uns herausgegebenen neuen Quellen, dass Karl von P. Innocenz VI. im Jahre 1360 die Herausgabe des Königreiches Arelat verlangte, *) d. h. doch wohl die feierliche Anerkennung aller ihm als König zukommenden Rechte. Es mussten somit Unterhandlungen geführt worden sein, welche uns zwar in ihrer Ausdehnung nicht bekannt sind, die aber nichts destoweniger vorhanden waren. Innocenz VI. hatte nur mit Zögern und bei offenem Widerstreben einer Karl entgegengesetzten Partei im Cardinalscollegium die Kaiserkrönung Karls zugegeben; dass er aber auf das Begehren des Kaisers in Betreff des regnum Arelatense eingegangen sei, davon ist bisher nichts bekannt. Er starb jedoch schon am 12. Sept. 1362.

*) Heinrich Truchsess Diessenhoven: — repetens regnum Arelatense.

Was Karl ferner nicht hindern konnte, war, dass das Herzogthum Burgund als französisches Kronlehen entstand (1363) und Herzog Philipp durch seine Gemahlin Margaretha Flandern und Artois, Mecheln und Antwerpen erlangte, somit sich wie ein Keil zwischen Luxemburg-Limburg-Brabant und die bairischen Niederlande einschob. Da war für französische Künste ein um so leichteres Spiel, als die Wittelsbacher in den Niederlanden, zum Theil von Wahnsinn befallen, ihnen am wenigsten Widerstand zu leisten im Stande waren. Um so mehr bestand aber Karl auf dem Zuge nach Arles, dort die alten Kaiserrechte geltend zu machen. Erst im Jahre 1365 aber, also 10 Jahre nach der Kaiserkrönung, gelang auch dieser Zug. Als damals der Kaiser zu P. Urban V. nach Avignon gekommen war, brachte er auch diese Angelegenheit in Ordnung. Er begab sich von Avignon, wo er mit P. Urban V. über die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit sich besprach, dahin. Der Papst erklärte damals dem Kaiser, er könne ihm nichts abschlagen; das beste Einvernehmen zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit fand statt und in der That ist alle Ursache vorhanden, anzunehmen, dass damals zwei hochwichtige Unternehmen verabredet wurden. *) Einerseits die Wiederherstellung der Reichsrechte über Arelat durch eine stattzuhabende Krönung, wodurch der Uebermacht der Franzosen über Arles und auch über Avignon Schranken gesetzt werden konnte. Zweitens das grösste und wichtigste Ereigniss der Regierung Karls nächst der Wiederherstellung des Kaiserthums, die Zurückverlegung der Residenz der Päpste von Avignon nach Rom, womit sich dann von selbst die Wiederauf-

*) Damals war es, dass auch die Angelegenheit des Bischofs von Metz zu Ende gebracht wurde. Dieser hatte dem Papste erklärt, er habe es in Metz mit Leuten ohne Glauben und ohne Gesetz zu thun, er könne nicht länger unter ihnen verweilen. Der Chronist der Stadt lässt zwar den Kaiser, welcher zweimal daselbst gewesen, angelegentlichst die Vertheidigung der Stadt führen. Der Papst versetzte aber doch den Bischof Johann nach Basel und den Ditrich von Bippart († 1383) an seine Stelle nach Metz. Dieser edle Bischof, schreibt der Chronist, verstand vollkommen die drei Sprachen, deutsch, romanisch und latein. Er söhnte den Herzog von Lothringen mit dem Erzbischofe von Trier aus, stiftete einen Landfrieden zwischen Metz und den Herzogen von Lothringen und Bar., befreite 1372 durch seine Bemühungen den Herzog von Brabant und Luxemburg aus der jülichischen Gefangenschaft und begleitete 1368 den Kaiser auf seiner zweiten Römerfahrt.

nahme der so sehulich gewünschten Reform der Kirche verband, die unmöglich war, so lange die Päpste das schlechte Beispiel gaben, selbst nicht in ihrer bischöflichen Residenz zu residiren. Der Papst schrieb am 18. Juni 1365 dem Cardinal von St. Sabina, *) der Kaiser, welcher zufrieden Avignon in diesen Tagen verlassen habe, um nach Deutschland zurück zu gehen — er wandte sich aber nur über Arles dahin — habe sich mit ihm über das Mittel benommen, den Söldnerschaaren entgegen zu treten, die allmählich Frankreich, Italien, Arles und Deutschland beunruhigten. Es sei zwischen Ihnen beiden eine Einigung **) zu Stande gekommen, der zu Folge alle italienischen Magnaten und Völker eine gleiche Union schliessen sollten, gleiches werde auch in Deutschland geschehen. Der Cardinallegat Andruin in Bologna erhielt darüber noch speielle Befehle nebst der Mittheilung des Bundes der Kirche mit dem römischen Kaiserthume. Der Kaiser hoffte dadurch den allgemeinen Frieden herzustellen, dem Papste wie seinem französischen Neffen Erleichterung zu verschaffen. Der König von Frankreich solle deshalb mit den Genossenschaften schon in Unterhandlungen stehen und es komme jetzt nur auf den König von Ungarn an, dass die Angelegenheit zum Heile der Christenheit sich wende. Der Kaiser hatte seinen guten Willen gezeigt, eine folgenreiche Verbindung mit dem Papste abgeschlossen, die Stellung, welche ihm rechtlich zukam, wieder eingenommen und die moralische Verantwortung über den von allen Seiten günstig aufgenommenen Plan dem Könige von Ungarn zugeschoben, welcher ihn in Avignon mehr wie einmal in den Schatzen gestellt hatte. ***)

Mehr wie Ein Grund musste den Kaiser bewegen die günstige Stimmung des Papstes zu benützen, um auch in Betreff des Königreiches Arles zu seinem Ziele zu kommen. Erstens und vor Allem sein Recht und das schon 1360 gestellte Verlangen; zweitens der Zustand des Königreiches selbst und der der Provence insbesondere.

Die Provence war seit Langem in jene Unruhen gestürzt worden, deren Sitz nach dem Tode K. Roberts († 19. Juni 1343) Nea-

*) Theiner. II. p. 403. (II. p. 428.)

**) Ecclesiae et imperii fecimus unionem. I. c. p. 404.

***) Vergl. über die Angelegenheit auch das Schreiben des Papstes an den Kaiser 29. Mai 1366. Theiner II. c. 411. S. 437.

pel war, wo Johanna seine Enkelin *) sich nur mit Mühe erhielt. Ihr erster Gemahl Andreas wurde (wie bemerkt) von den Grossen ermordet. Ludwig von Tarent, ihr zweiter Gemahl, erlangte die Krönung als König, nachdem Johanna dem Papste um 80000 Florentiner Gulden Avignon verkauft hatte, starb aber 26. Mai 1362, worauf Johanna sich mit Jacob Infanten vor Majorca vermählte. Als aber dieser den königlichen Titel nicht erlangte, zog er sich von Johanna zurück und gerieth nun in die Gefangenschaft des arragonischen Prinzen Heinrich. Zwar befreite ihn die Königin aus derselben, allein in den Wirren, die hieraus entstanden, riss Amadeus VI., Graf von Savoyen, Piemont von der Provence los. Gerade dieser Umstand, so scheint es, gab dem Kaiser den erwünschten Anlass, die Oberherlichkeit des Reiches über Arlet wieder herzustellen. Der Geschichtschreiber der Provence **) hebt sehr wohl hervor, dass Karl sich diessmal nicht begnügt habe wie 11 Jahre früher, ***) als der Bischof von Gay, der Seneschal der Provence, Fouquet de Ponteveg und Jean de Vicedominis ihm im Namen der Königin den Eid der Treue leisteten. Er kam begleitet von dem grünen Grafen, Amadeus VI. von Savoyen, dem Herzoge von Bourbon, seinem Verwandten, und einer ungeheueren Anzahl vornehmer Herren, die Krönung in Arles selbst zu empfangen. Er wurde wie gewöhnlich auf das feierlichste empfangen. Am 4. Juni erfolgte die Königskrönung durch den Erzbischof von Arles und die Huldigung der Bischöfe und Herren der Provence, an ihrer Spitze Raimond d' Agout, Seneschal der Provence. Wilhelm de la Gardie, der Erzbischof, empfing Bestätigung seiner Privilegien, die Königin Johanna aber die nichts sagende Erklärung, dass durch die Krönung ihren Rechten kein Eintrag geschehe. †) Den König zu ehren erfolgte in derselben Kirche des hl. Trophimus, in welcher die Krönung stattgefunden, das

*) Von seinem Sohne Karl Herzog von Calabrien gest 9. Nov. 1328. De Gaufridi hist. de Provence. I. S. 209.

***) De Gaufridi I. S. 225.

****) Giotfredo storia delle alpi maritime p. 817 macht jedoch aufmerksam, dass von einer Reise des Kaisers nach Aix, wo dieses 1354 stattgefunden habe, keine Rede sei. Es scheint dieses eine Verwechslung mit der Huldigung in Pisa zu sein.

†) Caesar de Nostradamus, hist. et chronique de Provence 1614. F. S. 418. Die Urkunde wurde à Argentine 4. Juni ausgestellt, daraus macht Bouche chorographie de Provence I. S. 132. Strassburg.

berühmte provençalische Narrenfest, eine unserer Zeit unbegreifliche Verspottung des katholischen Gottesdienstes durch einen Narrenbischof, eine Narrenklerisei, wo die als Mönche und Nonnen verkleideten Männer und Weiber sich jeden Mummenschanz erlaubten. Der Altar war, während ihr Narrenbischof celebrierte, zum Ess- und Spieltisch umgewandelt, das Weihrauchgefäß mit Stoffen gefüllt, die die Kirche mit unerträglichem Gestanke verpesteten. Der Narrenscherz auf das Heiligste gerichtet, nahm bald, sich gegenseitig überbietend, eine steigende Frechheit an, die zuletzt alles überbot, was man an Frivolität zu gewahren pflegte. Die Kosten des Ganzen bezahlte das Capitel. K. Karl war über diese Carricatur des Heiligsten so erbost, dass er sie ein für alle Mal verbot. *) — Dietrich von Niems erzählt nun, der Kaiser sei, nachdem er Arles verlassen, in Villeneuve bei Avignon von Louis Herzog von Anjou, Bruder K. Karls V. und Gouverneur von Languedoc, so glänzend empfangen worden, dass er ihm für das glänzende Mahl alle Reichsrechte auf Arles abgetreten habe. **) De Gaufridi berichtet, ***) der Herzog habe dann die Cession des Kaisers zum Anlasse genommen, sich der Provence zu bemächtigen und sei bereits über Tarascon nach Arles vorgerückt, als er plötzlich, sei es für Geld oder weil der König von Frankreich die Nachfolge in der Provence für sich zu erwerben hoffte, †) die Belagerung 1. Mai 1368 wieder aufhob. Die Cessionsurkunde K. Karls ist aber von Niemanden producirt worden. Die Erzählung selbst, auf dem Scherze beruhend, dass die Reichsrechte über Arles für ein Mittagmahl hergegeben werden konnten, gehört zu den vielen Erzählungen aus der Geschichte K. Karls, welche ein Geschichtschreiber dem anderen überlieferte, ohne dass man sich um ihre Authenticität gekümmert hatte. Wäre dieses wirklich der Fall gewesen, wie hätte P. Urban V. am 3. Juni 1366 die Hilfe K. Karls zu Gunsten der Königin Johanna anrufen können, ††) als Galeazzo Visconti ihre

*) Papon *hist. générale de Provence* III. p. 213. 4°. 1794. Wahrscheinlich steht dieses Verbot in Verbindung mit den Beschlüssen der Bischöfe zu Apt, keine Narren, Hunde, Jagdvögel zu halten. *Nous devons au peuple le temps que ces amusements emportent et aux pauvres les dépenses qu' ils entraînent.* l. c. p. 215. Das Concil fand übrigens vor Karls Krönung am 14. Mai statt. Honoré Bouche *hist. chron. de Provence* II. S. 396. Paris 1736. Fol.

**) De Gaufridi I. p. 226.

***) l. c. 227. Papon p. 217.

†) Papon III. p. 218.

††) Raynaldi, 1366, n. 28. Gioffredo *storia delle alpi maritime*. M. H. P. p. 843, 849.

piemontesischen Besitzungen angriff, und sich auf ihr Vasallenverhältniss zu dem Kaiser beziehen können? Wohl kann es sein, dass der französische Prinz nach der Weise seines Hofes, welcher erst in den Tagen K. Philipps IV. so viele Urkunden zu seinem Vortheile erfunden hatte, eine kaiserliche in dem erwähnten Inhalte verfertigen liess. Die Angabe verliert aber alle Glaubwürdigkeit dadurch, dass, als nun auch Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster, zweiter Sohn K. Eduards III. von England, angebliche Rechte auf die Provence geltend machte (1367), der Kaiser am 16. März 1368, dem dritten Jahre seiner Regierung des Reiches Arelat, das Reichsvicariat im ganzen Königreiche an Aimar de Poitiers Grafen von Valentinois urkundlich übertrug und der päpstlichen Kammer das Urtheil über die Gerichtssachen, welche auf dem Wege der Appellation an das Reichsgericht zu Speier reservirt worden waren. *) Nachdem aber einmal ein Reichsvicar über Arles ernannt worden war, ist es kein Wunder, wenn K. Karl 1378 bei den grossen Fortschritten der Engländer in Frankreich, und nachdem diese schon Miene gemacht, sich in den Besitz des Königreiches Arles zu setzen, in Betreff des Reichsvicariates über die Dauphiné besondere Massregeln ergriff. Dass Karl ein Münzedicict für Arles erliess, hat schon Pelzel berichtet.

Zur Vervollständigung dieser Nachrichten gehört nun noch, was K. Karl am Abende seines Lebens, als er im Winter 1377—8 nach Frankreich zog, die alten Bündnisse zwischen den Häusern Luxemburg und Valois zu erneuern, in Betreff des Königreiches Arelat verfügte. Nach französischen Quellen **) und zwar eines Zeitgenossen und sehr umständlichen Berichterstatters, welcher jedoch den geheimen Unterredungen des Kaisers mit dem Könige nicht beiwohnte, ertheilte ersterer dem Dauphin die ausgedehntesten und bis dahin nicht geübten Privilegien und Vorrechte über das Königreich Arelat, so dass nachher Sanzi, der Geschichtschreiber der Erzbischöfe von Arelat, sagen konnte, mit Karl IV. sei das Königreich Arelat gestorben. Durchgeht

*) Et attribua au chambellan du Pape le jugement des causes reservées par appel au tribunal souverain de Spire. Papon III. p. 211, aus einer Urkunde des erzbischöflichen Archivs zu Arles.

**) Livre des fais et bonnes moeurs du sage roy Charles (V). Nach den selbst enthaltenen Nachrichten ist die gewöhnlich benützte Entrevue de Charles IV. bearbeitet.

man aber die Urkunde, *) so übergab K. Karl dem Dauphin (nachherigen Karl VI.):

1. das Generalvicariat in der Dauphiné mit vollster Gewalt **) unbeschadet in Allem der kirchlichen Freiheit, mit allen dazu gehörigen Einkünften und Zöllen, so dass ihm als Generalvicar das Kaiserrecht in seiner ganzen Ausdehnung zuerkannt wurde. Diese ausgedehnten Rechte, aus deren Aufzählung ein ganzes Verzeichniss von all demjenigen hervorgeht, was eben dem Kaiser zukam, wurden aber

2. dem Dauphin nicht über das Königreich Arles, sondern über die Dauphiné und die Bisthümer Valence und Die gewährt, ***) sowie über alle Lehen in Frankreich, welche von der Dauphiné abhingen.

3. Diese Rechte sollten ferner nur zur Erhöhung des hl. Reiches und zur Erhaltung des Friedens im Delphinat gebraucht werden.

Hieraus geht von selbst hervor, dass die Verleihung von Rechten sich nur auf jenen Theil des arelatischen Reiches erstreckte, welcher unabhängig von K. Karl durch den letzten Dauphin an die französische Krone gekommen waren; dass ferner diese Ertheilung des Generalvicariates über ein Land, welches nur durch den dünnsten Faden mit dem deutschen Reiche zusammenhing, nur Anwendung einer Massregel war, welche in Italien unter ähnlichen Verhältnissen längst angenommen worden war und sicher an dem factischen Zustande nichts änderte; dass endlich von einer Abtretung des Königreiches Arelat von Seite Karls IV. an die französische Krone keine Rede sein kann und es nur von Karls Nachfolger abhing, wenn er wollte, die Oberherrlichkeit des Reiches über Arelat in ähnlicher Art, wie es Karl IV. gethan, wieder zur Geltung zu bringen.

Man kann, wenn man will, tadeln, was er in Betreff der Dauphiné gethan, wo er Castel Pompét (en Vienne) und den Ort Choncault an den Dauphin abtrat. †) Karl hoffte dadurch den König von

*) Pelzel II. n. CCXLIV.

**) *Mixtum et absolutum imperium.*

***) *Per totum principatum delphinatus Viennensis ejusque frontieras et limites ac in omnibus dominiis terris homagiis allodiis Francia et aliis quibuscumque in feodum, retrofeodum et in sortem a dicto delphinatu dependentibus seu quomodolibet eidem obnixis nec non per totas dioceses Valentinsensem et Diensem.*

†) *Le livre des fais c. 48.*

Frankreich auf die Dauer zum Bundesgenossen zu erhalten und den Grund zur Pacification von Mitteleuropa zu legen, zugleich seinem jugendlichen Sohne eine Stütze zu verleihen. An letzterem war es, zu erhalten, was sein Vater theils dem Reiche wieder zugebracht, theils für erhaltungswürdig erachtet hatte.

Naturwiss.-mathem. Section am 23. Januar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Pierre, Kořistka, Krejčí, v. Leonhardi, Nickerl, Palacký jun., Winařický, v. Zepharovich; als Gäste die HH. A. Frič, Lippich, Nekut und Walter.

Das ausserord. Mitgl., Hr. Nickerl theilte folgende Notiz über den neuen Getreideschädling *Gelechia cerealella* Oliv. mit.

Ein den Getreidearten sehr schädliches Thierchen, welches bisher in Böhmen und weiter im Norden von Deutschland noch nicht beobachtet wurde, ist die *Gelechia cerealella* Oliv. (*T. granella* Latr., *pyrophagella* Kollar), ein kleiner Schmetterling aus der Gruppe der Tineen. Diese Art wurde zu Anfang unseres Jahrhunderts von dem französischen Naturforscher Olivier in Süd-Frankreich beobachtet und mit dem erwähnten Namen bestimmt, früher aber schon von Latreille mit der Kornmotte (*Tinea granella*) verwechselt, die eine wesentlich verschiedene Art ist.

Der weibliche Schmetterling legt seine Eier an die stehenden Getreidehalme und zwar von Weizen, Roggen, Gerste und Mais. Das aus dem Ei schlüpfende Räupchen bohrt sich in ein Fruchtkorn, es ist weiss, glatt, hat einen bräunlichen Kopf und erreicht die Länge von etwa 3^{mm}. Es nährt sich von dem mehligem Inhalte, indem es das Korn ganz aushöhlt. — Es scheint, dass der Inhalt eines Kornes für den Lebensbedarf einer Raupe ausreichend ist; wenigstens gelang es mir seit 2 Jahren, während deren ich die Metamorphose beobachte und sorgfältig verfolge, noch nie, eine Raupe ein Korn verlassen und in ein zweites sich einbohren zu sehen. Dagegen kömmt es gerade nicht selten vor, dass beim Mais in einem Korn 2 Raupen zur Entwicklung gelangen. Die Verpuppung erfolgt innerhalb des Kornes, das Ausschlüpfen des Schmetterlings erst in den Scheunen und Ma-

gazinen und gibt sich durch ein kleines Löchelchen an dem Kornekund, das eine Raupe beherbergte.

Die Vorderflügel der Motte sind fahlgelb, selten unregelmässig schwarz bestäubt, schmal und zugespitzt, die Hinterflügel bleigrau. Ausmass 6—7^{'''}. — Das Thier erscheint jährlich in zwei Generationen; die eine im September, October, die andere im Frühjahr im Mai und Juni. Zu den genannten Zeiten erschien es stets häufig bei mir im geschlossenen Behälter, doch verging selten ein Monat selbst im Winter, wo im geheizten Zimmer sich nicht einzelne entwickelt hätten. (Lebende Expl. im Gläschen.)

In der Fruchtsammlung des ökonomischen Lehrfaches erscheint es zu Tausenden und es ist kaum eine Aehre aufzufinden, die nicht mit dem Insecte behaftet wäre. Anlangend die geographische Verbreitung, wurde *Cerealella* in Italien, Spanien, Frankreich und der Wallachei beobachtet; Frey führt selbe bei Zürich vorkommend an und Kollar beschrieb sie aus Oesterreich unter dem Namen *Pyrophagella*.

Sie wurde aus den genannten südlichen Ländern mit dem Getreide verschleppt und ist bis jetzt in Deutschland noch nicht vorhanden, so dass Prag gegenwärtig den nördlichsten Punkt ihres Vorkommens bildet. *Cerealella* ist entschieden eine der schädlichsten Arten aller bekannten Fruchtverderber und ein ebenbürtiges Seitenstück der *Tinea granella* (des weissen Kornwurmes), die von jeher der Schrecken der Besitzer von Getreidevorräthen war. Dem Landwirthe wäre beim Erscheinen derselben eine schnelle Verwendung der inficirten Frucht oder das sogleiche Vermahlen derselben anzurathen.

Hr. Dr. Anton Fritsch (als Gast), Custos am böhm. Museum, zeigte eine in der sog. Froschkohle von Freudenheim bei Tetschen entdeckte fossile Heuschrecke vor und besprach sie vorläufig, indem er sich das Weitere für später vorbehielt, nachdem er noch einige ihm bisher fehlende bezügliche Werke wird verglichen haben.

Das ausserord. M. Hr. Dr. V. Ritter v. Zepharovich berichtet über einige neue Mineral-Vorkommen aus Kärnten.

Der nächst Friesach im Mettnitzthale gelegene Siderit-Bergbau Olsa lieferte in der jüngsten Zeit Bournonit (Wölchit), Malachit, Cerussit, Azurit, und ein neues dem Mispickel ähnliches Mineral.

Letzteres erscheint in ungemein reichlicher Menge im Siderit und im Calcit eines der Olsaer Erzlager, dem „Kreinig-Lager“ eingewachsen. Aus den vorwaltend krystallinisch-körnigen Aggregaten entwickeln sich einerseits in dem Calcit Octaëder in manchfachen Gruppen und im Siderit kolbige nachahmende Gestalten, nach welchen der Name „Korynit“ (von *κορυνη*, Kolben, Keule) für das Mineral gebildet wurde. Diese eigenthümlichen Gestalten zweigen sich von nierförmigen oder traubigen Partien, in die körnige innig anschliessende Sideritmasse fingerartig ab. Sie sind faserig und krummschalig zusammengesetzt; in den kolbigen Aesten treten die wenig gekrümmten Fasern schief zu einer excentrischen Axe. Derart erinnern in Form und Structur diese Korynit-Aggregate an manche der als Eisenblüthe bekannten Aragonit-Varietäten. — Die Oktaëder sind nach den Hexaeder-Flächen spaltbar. Die Farbe ist silberweiss in's stahlgraue geneigt auf frischen Flächen; grau, gelb oder blau anlaufend. Härte = 4,5—5; sp. Gewicht = 5,994.

Die durch Herrn H. v. Payer, Assistenten am Prager Universitäts-Laboratorium, vorgenommene Zerlegung wies im Korynit folgende Bestandtheile nach:

Schwefel	17·19
Arsenik	37·83
Antimon	13·45
Nickel	28·86
Eisen	1·98
Kobalt	Spuren
	<hr/>
	99·31

Uebereinstimmend mit den physischen Eigenschaften, weisen die Resultate der Analyse den Korynit in die Reihe der Nickel-Kiese, zwischen den Gersdorffit (Arsennickelkies) und den Ullmannit (Antimonnickelkies). Seine Zusammensetzung entspricht annähernd der Formel $4(\text{Ni S}^2, \text{Ni As}) + (\text{Ni S}^2, \text{Ni Sb})$ welche erfordert:

Schwefel	18·24
Arsenik	34·20
Antimon	13·91
Nickel	33·65
	<hr/>
	100·00

Eine ähnliche Verbindung, die dem Gehalte nach als Arsen-Antimon-Nickelkies zu bezeichnen wäre, ist bisher nicht bekannt gemacht

worden. Von Antimon-Arsen-Nickelkies: $m(\text{NiS}_2, \text{NiSb}) + (\text{NiS}_2, \text{NiAs})$ theilt Rammelsberg (Mineral-Chemie, 1860, S. 63) drei Analysen mit, welche für m die Werthe $\frac{5}{2}$, 3 und 12 ergaben. Das Mineral von der Grube Albertine bei Harzgerode, für welches $m = 12$ und das spec. Gew. = 6,35 — 6,51, mit einem Arsenik-Gehalte von 2,65 Procent (Summa der Bestandtheile = 102,13), ist wohl mit dem Ullmanit zu vereinigen; für die Proben von Freusburg und Sayn-Altenkirchen ($m = \frac{5}{2}$ und 3) mit dem grösseren Arsengehalte von 11,75 und 9,94 Procent (Summe der Bestandtheile = 100) und einem wahrscheinlich entsprechend niedrigeren eigenthümlichen Gewichte dürfte diese Vereinigung jedoch nicht zulässig sein. — Für den Korynit ist $m = \frac{1}{4}$; in der Zusammensetzung nähert er sich demnach dem Gersdorffit von nicht österreichischen Fundorten, unterscheidet sich aber von diesem, abgesehen von den Aggregatformen, durch das Verhalten vor dem Löthrohre; er schmilzt nämlich auf Kohle unter starker Entwicklung von Antimonrauch, der vorwaltend nach schwefeliger Säure — kaum nach Arsenik — riecht. Arsendämpfe entweichen erst, wenn man das geschmolzene spröde Metallkorn mit Borax behandelt, wobei diesem successive die Färbung von Eisen, Kobalt und Nickel ertheilt wird. — Die gelben und grünen Verwitterungsproducte des Korynit enthalten nach Hrn. F. Stolba's Untersuchung Arsensäure, Eisenoxyd, Nickeloxydul und Wasser.

Nickelhaltige Minerale sind bisher aus Kärnten nicht bekannt gewesen, kürzlich erst gelang es Herrn v. Zepharovich ein solches, Chloanthit, in Krystallen und derben Partien, auch an einem Exemplare aus der Lölling bei Hüttenberg, welches als krystallisirter Löllingit eingeschendet worden war, nachzuweisen. —

Während man den in ansehnlichen Massen auftretenden Korynit-Varietäten wenig Aufmerksamkeit widmete, hatte Olsa bereits den Ruf des zweiten Kärntner Fundortes für den seltenen Wölchit gewonnen. Bekanntlich haben Rammelsberg und Zirkel nachgewiesen, dass der Wölchit aus der Wölch im Lavant-Thale, unter analogen Verhältnissen vorkommend, ein hochgradig zersetzter Bournonit sei. Die krystallographische und chemische Untersuchung hat dies nun für das Olsaer Vorkommen vollkommen bestätigt. Eine mit grossen Krystallen, vom Typus des eigentlichen Bournonit, bedeckte 1—5“ mächtige plattenförmige Masse dieses Mineralen fand sich von Baryt

begleitet in dem zersetzten Siderit des sogenannten „Vorlagers“ eingeschlossen. Für diese Lagerstätte, so wie für jene des Bournonit in der Wölch, hat Herr v. Zepharovich, unter Hinweisung auf analoge Bildungen im Lobner Erzberge bei St. Leonhard, eine gangartige Bildung nachgewiesen, während die Haupterzmassen, Siderit und aus diesem entstandenes Braunerz an den genannten Orten als Lager im Kalksteine des Glimmerschiefers erscheinen.

Die bis 35 millim. hohen und 27 mm. breiten cubischen Bournonit-Gestalten, sind tief einwärts ockerig verändert, so dass es, trotz aller Sorgfalt, doch nicht gelang für die Analyse ein von Zersetzungsproducten ganz freies Materiale zu erhalten. Herr Dr. M. Buchner in Graz fand folgende Bestandtheile:

Schwefel	18·54
Antimon	20·95
Blei	41·67
Kupfer	11·61
Eisen	0·94
Kohlensäure }	4·56
Wasser }	
	98·27

Berechnet man aus der gefundenen Menge von Kohlensäure und Wasser den Sauerstoff für gleiche Theile von beigemengtem Malachit und Cerussit — welche unter den Zersetzungsproducten am reichlichsten vertreten sind —, so erfordern diese 1·64 O, welche sich mit der gefundenen Summe der Bestandtheile auf 99·91 ergänzen. Die nachgewiesene Menge Schwefel zeigt aber, dass die genannten Salze nicht an Ort und Stelle aus dem Bournonit gebildet wurden.

Die obige Zerlegung nach Abzug der 4·56 Kohlensäure und Wasser in Procenten (a), folgt hier zur Vergleichung mit den nach der Formel $(\overset{1}{Pb}^2 \overset{1}{Cu}) \overset{1}{Sb}$ des Bournonit berechneten Bestandtheilen (b):

	(a)	(b)
Schwefel	19·78	19·6
Antimon	22·37	25·1
Blei	44·47	42·4
Kupfer	12·39	12·9
Eisen	1·00	
	<hr style="width: 50%; margin: 0 auto;"/> 100·00	<hr style="width: 50%; margin: 0 auto;"/> 100·0

Die Uebereinstimmung ist mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand des Olsaer Mineralen wohl genügend, um dasselbe in Zusammenhalt mit den physischen Eigenschaften als Bournonit zu bestimmen. Der grössere Bleigehalt lässt sich ungezwungen durch zugeführten Cerussit erklären; es würde dann die Veränderung der zerlegten Probe vorzugsweise auf einer Verminderung des Antimongehaltes beruhen. — Die manchfach gefärbten Ockerlagen, welche die Stücke überziehen, enthalten nach Hrn. F. Stolba's Mittheilung die Oxyde von Blei, Kupfer, Eisen und Antimon, Kohlensäure und Wasser als vorwaltende Bestandtheile.

Aus diesen Ockerabsätzen haben sich die Carbonate: Cerussit, Malachit und Azurit stellenweise in Krystallen entwickelt. Vom Cerussit, welcher unter den Neubildungen am reichlichsten vertreten ist — entsprechend dem mehr als dreifach grösseren Gehalte von Blei gegen Kupfer in dem unzersetzten Bournonit — konnten drei auf einander folgende Generationen in verschiedenen Krystall-Typen nachgewiesen werden. — Besonders bemerkenswerth durch ansehnliche Dimensionen und vorzügliche Ausbildung sind die Malachit-Krystalle; sie erreichen bis 7 mm. Höhe bei 3 mm. Breite. Messungen mit dem Reflexions-Goniometer konnten an denselben vorgenommen werden; alle erwiesen sich, auch die scheinbar einfachen Krystalle, als Einigungen zahlreicher Individuen, welche sich zu einander theils in paralleler, theils in hemitroper Stellung, nach dem bekannten Gesetze: Zwillingsebene das Orthopinakoid, befinden; nur an einzelnen dieser Gruppenkrystalle zeigt die Endfläche eine concave Eintiefung nach der Makrodiagonale, welche die Zwillingsbildung auch äusserlich kenntlich macht. — Als Seltenheit erscheint auch Azurit in vereinzelten Kryställchen, während grosse Krystalle desselben Mineralen in einer ungewöhnlichen Flächenentwicklung, an die Combination des Säulen-Barytes von Příbram oder Freiberg erinnernd, gegenwärtig völlig in Malachit verändert sind.

Wie die Olsaer Minerale, gehört ebenfalls den letzten Jahren das Vorkommen von Anglesit in dem Bleibergbaue von Miss an, während jenes aus den benachbarten Gruben von Schwarzenbach, bereits längere Zeit bekannt, aber noch nicht krystallographisch untersucht wurde. Die Schwarzenbacher Krystalle können den ausgezeichnetsten von anderen Fundorten angereicht werden; bei wasser-

klarer Masse und ansehnlichen Dimensionen — bis 15 mm. Höhe bei 17 und 18 mm. Breite — bieten sie einen bemerkenswerthen Reichtum an Flächen; siebzehn verschiedene Gestalten konnten an ihnen bestimmt werden, nämlich (100), (010), (001), (011), (021), (401), (301), (201), (210), (110), (411), (311), (211), (111), (421), (221) und (423), bezeichnet nach der von V. v. Lang für die Krystalle gewählten Aufstellung, nach welcher die längste Axe a Hauptaxe, die mittlere b Längsaxe (Makrodiagonale) und die kürzeste c Queraxe (Brachydiagonale) ist; die obigen Indices beziehen sich auf abc.

Die beiden Pyramiden (311) = $\frac{1}{3}P$ und (411) = $\frac{1}{4}P$ und das Makrodoma (301) = $\frac{1}{3}P\infty$ wurden am Anglesit bisher nicht beobachtet, sie erhöhen die Zahl der nun an diesem Minerale nachgewiesenen Formen auf 36, und zwar 3 Pinakoide, 7 Prismen, 3 Makro- und 5 Brachy-Domen und 18 Pyramiden; von den letzteren gehören der Hauptreihe an (611), (411), (311), (211), (111) und (122).

In dem Combinations-Typus schliessen sich die Schwarzenbacher Krystalle jenen von Linares an. Die beiden neuen Pyramiden erscheinen auch an den Krystallen von Miss — also Uebereinstimmendes der beiden nachbarlichen Vorkommen bei auffallender Verschiedenheit für den ersten Blick, da in der Form der letzteren die Endfläche (100) oP und das stumpfe Makrodoma (401) = $\frac{1}{4}P\infty$ vorwaltet. Oft unvollkommen ausgebildet, erscheinen diese Krystalle als dünne Platten, zu schaligen Massen vereint oder als Fachwerk, zellige Hohlräume begränzend; seltener zeigen einzelne Individuen ihre durch (411) Lanzenspitzen-ähnlich gestalteten vorderen und rückseitigen Enden.

An beiden Localitäten, wie an den meisten übrigen, bildet Galenit, mehr weniger zerstört, die Unterlage der Anglesit-Krystalle; auch die Begleitung von ockrigem Limonit wird in Schwarzenbach nicht vermisst, während in Miss nette Cerussit-Krystalle vor und nach der Anglesit-Bildung aufgetreten sind. Von verschiedenem Alter, erscheinen dieselben auch mit verschiedenen äusseren Merkmalen.

Im Januar 1865 eingegangene Druckschriften.

Silliman's and J. D. Dana, The American Journal of Science and Arts. New-Haven 1864. Nro. 114.

Schriften der k. physical.-ökon. Gesellschaft zu Königsberg. 1864. V. Jahrg. 1. Abtheil.

Fr. Graf v. Marenzi Das Alter der Erde. Triest 1864.

Ders. Der Karst. Ein geologisches Fragment. Triest 1864.

Ders. Zwölf Fragmente über Geologie usw. Zweite Auflage. Triest 1864.

Centralblatt für die gesammte Landescultur. Prag 1865. XVI. Jahrg. Nro. 1.

Hospodářské noviny. V Praze 1865. XVI. ročník, číslo 1—3.

Wochenblatt für Land-, Forst- und Hauswirthschaft. XVI. Jahrg. Prag 1865. Nro 1.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart (LXXV. Publication) 1864.

M. Hörnnes Die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien. 1864. II. Band. Nro. 5, 6.

Novorum Actorum Acad. Naturae Curios. Tomus XXXI. Dresdae 1864.

Pflanzengeographische Studien von Dr. Johann Palacký. Prag 1864. (Aus d. Abhandl.)

Nástin báječných bytostí Báby a Děda, hlavně co do starožitnosti česko-slovanských; podává I. J. Hanuš. V Praze 1864. (Aus den Abhandl.)

C. Feistmantel's Beobachtungen über die Entstehung einiger sphäroidischer Gebilde im Mineralreiche. Prag 1864. (Aus d. Abhandl.)

A. Miller v. Hauenfels die nutzbaren Mineralien von Obersteiermark usw. Prag 1864.

W. Mrázek. Ein Beitrag zur Theorie der Příbramer ordinären Bleiarbeit. — Chemische Mittheilungen aus dem Laboratorium der k. k. Montan-Lehranstalt zu Příbram. — Ueber Nickel- und Kupfer-vorkommen in den Producten der Příbramer Schmelzhütte. Prag 1864. (Sep.-Abdrücke.)

Joh. Grimm. Ueber die geognostischen Verhältnisse usw. zu Oberlischnitz in Böhmen. — Ueber den Goldbergbau zu Eule in Böhmen. (Sep.-Abdrücke.)

Die Lehren des Hugo und Richard von St. Victor, dargestellt von Dr. Wilh. Kaulich. Prag 1864. (Aus den Abhandl.)

P. J. Šafaříka Rozpravy z oboru věd slovanských. V Praze 1864. sešit 1.

Kurze Uebersicht des Silber- und Bleibergbaues bei Příbram in seinem jetzigen Zustande. Von Gustav Faller. Prag 1863.

Přírodnické poměry Ameriky. Sepsal Dr. Jan Palacký. V Praze 1864.

Mémoires de la Société Impér. des sciences naturelles de Cherbourg. Paris et Cherbourg 1863. IX. Tome.

Philosophische Section am 6. Februar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Hanuš, Löwe, v. Leonhardi, Bippart, Dastich; als Gäste die HH. Jos. Bayer, Beneš, Jedlička und Patera.

Das ausserord. M. Hr. Bippart sprach über die Mythe der Griechen von der Entstehung der Welt, namentlich über Hesiod's Theo- und Kosmogonie.

Hierauf wählte das ord. Mitglied Hr. Hanuš zum Gegenstande seines Vortrages das Salamon'sche Lexicon, Mater Verborum genannt und zwar in Bezug einer kritischen Beleuchtung des angeblichen Alters desselben und der Glaubwürdigkeit der böhm. Glossen, wie sich dieselben in dem Pergamenprachtexemplare der Prager Musealhandschrift befinden. Der kritischen Beurtheilung der bisherigen Ansichten über die Miniaturen derselben, so wie der vielen Ausdrücke, welche auf die slavische Mythologie sich beziehen, erklärte er eigene Abhandlungen widmen zu wollen, welchen die gegenwärtige als Grundlage dienen sollte.

Dass in der Musealhandschrift (neben den schon bekannten deutschen) auch böhmische Glossen vorkommen, wurde man erst im J. 1827 gewahr, als der damals berühmte Germanist Dr. Graff dasselbe zu Prag behufs der deutschen Glossen in Augenschein nahm. Freudigst berichtete darüber Hanka und Palacký in der böhm. Musealzeitschrift vom J. 1827 und Graff in seiner Diutiska im J. 1827. Sonderbarer Weise setzten es alle drei in das Jahr 1102 gegen alle palaeographischen Merkmale der Schrift, welche unverkennbare Züge des Ende des 13. oder des Anfanges des 14. Jahrhunderts an sich trägt, weil sie die Abbreuiatur der Jahrszahl, die sich in einer der letzten Miniaturen befindet, übersahen. Diesen Uebelstand verbesserte im J. 1840 Palacký, als er mit Šafařík

die Handschrift und die Glossen in den „Aeltesten Denkmälern der böhmischen Sprache“ (Prag, herausgegeben im 1. Bande der V. Folge der Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wiss.) wissenschaftlich beleuchtete. Beide Gelehrte setzten da die Muscalhandschrift um ein ganzes Jahrhundert später an, d. i. in das Jahr 1202. Doch konnten sie auch da der Handschrift und ihren Glossen nicht mehr die eingehende Betrachtung zuwenden, welche den älteren böhm. Denkmälern zu Theil geworden und so lohnt es noch immer die Mühe, beide kritisch noch einmal zu würdigen, besonders da inzwischen die Incunabel-Ausgabe des Salamon'schen Lexicons (um d. J. 1475 gedruckt), die sich in der k. k. Bibliothek im Clementinum befindet (Sign. 44. B. 30) besser bekannt wurde (Hanslik, Geschichte und Beschreibung der Prag. Univ. Bibliothek. S. 506) und auch Herr Rokos im J. 1864 die hervorragendsten Miniaturen sammt Proben der Muscalhandschrift photographirte. Besonders ist hier die Wichtigkeit der Incunabelausgabe hervorzuheben, weil sie mit einigen Hundert deutscher Glossen versehen, oft den Text sowohl als die Glossen der Muscalhandschrift zu commentiren vermag. Denn es ist Thatsache, dass Hanka viele Glossen für böhmisch erklärte, die sich später als deutsch auswiesen, was an sich unverzeihlich scheint, in der That jedoch leicht verzeihlich ist, weil die indoeuropäische Verwandtschaft germanischer und slavischer Worte oft ganz ähnliche Formen im Alterthume ausweisen. So ist z. B. thorale als sidala glossirt, was als ursprüngliches sid-dal-a, sowohl das deutsche Siedel, als das böhmische sídlo und židle sein könnte. Da nun die Incunabel nur deutsche Glossen enthält und sidala gleichfalls angibt, so ist dies ein äusseres Zeichen deutschen Ursprunges der Glosse.

Dazu kömmt noch, dass auch die böhmischen Glossen der Mater verborum dem Geschieke so vieler der ältesten Sprachdenkmäler nicht entgingen, als verdächtig, ja geradezu als unterschoben betrachtet zu werden, woran sich namentlich der berühmte Slavist Kopitar noch vor dem Erscheinen der „ältesten Denkmäler“ betheiligte. Das ungewöhnlich hohe Alter, in welches man anfangs die Handschrift hinaufschraubte, mag dazu die Veranlassung gegeben haben, was aber gerade umgekehrt nun, da, wie wir finden werden, die Handschrift in den Anfang des 14. Jahrhunderts gehört, sowohl ein Beweis ihrer Echtheit als

des schlichten Sinnes des verdächtigten Bibliothekars Hanka in dieser Beziehung ist. Die Verdächtigung nahm keine Rücksicht darauf, dass ja nicht Hanka, sondern Graff die böhmischen Glossen in der Hanka näher unbekanntem Handschrift fand, dass manche böhmische Glossen sogar mitten in den alterthümlichen lateinischen Text aufgenommen sind und dass die interlinearen Glossen wiederum mit altdeutschen Glossen und lateinischmittelalterlichen Synonymen gemengt sind, von denen letztern gleichfalls Hanka manche, allerdings unbegreiflicher Weise, für böhmische Glossen erklärte, z. B. den Genitiv des mittelalterlichen *salmus* für *psalmus*. nämlich *salimorum* (Sbířka 1833. S. 18). Es verstummte auch später nach der kritischen Würdigung der Glossen durch Šafařík und Palacký im J. 1840 jede weitere Verdächtigung. Allein daraus folgt durchaus nicht, dass die Glossen jeder ferneren Kritik entbehren könnten, weil, wie gesagt, Palacký und Šafařík durch Raummangel wie sie sagen, genöthigt waren, nur flüchtig über die Glossen hinweg zu gehen und selbst am Schlusse ihres Aufsatzes darauf aufmerksam machen, dass die Glossen nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen seien, nicht etwa weil sie gefälscht, sondern weil sie — mittelalterlich sind. Diese Vorsicht greift nun um so mehr Platz, als wir sie in dem ersten Jahrzehende des 14. Jahrhunderts geschrieben ansehen, da die alterthümlichen Gegenstände, welche sie berühren, z. B. altslavische Götternamen, eben noch im 14. Jahrhundert sehr auffallend sind und die andern böhmischen Lexica und Glossen des 14. Jahrhunderts sehr viele damals erst geschaffene, sohin nicht wahrhaft alterthümliche Namen z. B. *Hladolet*, *Saturnus*, *kralemoc*, *Jupiter* u. dgl. auf uns gebracht haben. Die Kritik muss nun einerseits die gegebenen Formen der Glossen als die bisherigen Auslegungen derselben berühren.

Am interessantesten sind nun die Textesglossen selbst, da sie in einem altböhmischen Manuscripte, welches in der Musealhandschrift überschrieben wurde, gewiss auch nur Interlinearglossen waren, und von dem böhmischen Abschreiber erst neben den deutschen Glossen in den Text einbezogen wurden. Dass der Abschreiber ein Böhme war, würde, auch wenn wir seinen Namen *Vacerád* nicht kennen würden, schon aus dem Glossen folgen, das er den Namen: *barbarus*, *tardus* und anderen ehrenrührigen Wörtern beisetzte, nämlich

němec d. i. der Deutsche. Wir haben es somit nicht so mit einem schlichten Mönche, sondern mit einem entschiedenen Freunde des böhmischen und einem Feinde des deutschen Wesens zu thun. Wo das Resultat unserer Forschung mit den Ergebnissen der Palacký-Šafařík'schen Texteskritik harmonirt, werden wir die Textesglossen einfach ansetzen, wobei wir uns nur zu bemerken erlauben, dass die äusserst ungeschlachte und unpräcise Orthographie der Handschrift den beiden Forschern Gelegenheit gab, den gegebenen Glossen ältere Formen zu unterlegen, als sie nach unserer Ansicht über das Alter des Manuscriptes nöthig sind. Der Interlinearglossen werden wir hier nur gelegentlich Erwähnung thun. Die Textesglossen sind jedoch folgende:

1. beo, rechlo, blasu (str. 31. mus. rukop.) t. j. blažu. Der Druck setzt: beatum redde, das unverständliche: rechlo, was Š. und P. für eine deutsche Glosse hielten, ist sohin ein Schreibfehler in der Musealhandschrift.

2. bedulla, bircha, breza (31) d. i. březa. Š. und P. setzen die ältere Form: brieza als Aussprache.

3. cepe, cebolle (48) t. j. cébole. Š. und P. setzen: cebolje, was wegen der Reduplication des *l* möglich ist. Der Druck fügt das deutsche: louh vocata hinzu.

4. simia cum cauda, duran (319). Der Druck fügt hinzu: s. c. cauda, quam quidam claram vocant. Demzufolge ist: duran fraglich. Handschrift und Druck wimmeln von Schreib- und Druckfehlern.

5. hospitales hoste (435) d. i. hosté. Š. und P. schreiben hostie. Der Druck hat im 2. Wörterbuche: hospitalis gastlomer (sic).

6. puber, iun (466) d. i. jun. Der Druck: pubes iuvenius adolescencia.

7. aviarium cletce (26) d. i. kletce, Š. und P. klétce. Druck: aviaria sunt secreta nemorum, dicta, quia ibi aves frequentant.

8. barbarus, tardus, obtunsus etc. nemec d. i. Němec (30) Druck: barbarus a barbaris, tardus etc.

9. cantar, naph, okrin (41) d. i. okřin. Auch sonst beglaubigt. Der Druck hat nur: cantar, naph.

10. hulcus, pastyr (143) d. i. pastýř. Druck: hulcus, pastor. In der Musealhandschrift ist: pastyr offenbar aus: pastor nachge-

bessert: ob von alter Hand, obschon die Dinte dafür spricht, ist fraglich, da die Handschrift das *y* selten gebraucht.

11. centon, pilzt (48) d. i. plsf. Druck: centon, filz. Sonderbar, dass in der Handschrift das deutsche: Filz nicht vorkömmt. Doch an einem andern Orte (116) steht: filtrum, pilst, vilz. Druck: filtrum, filcz.

12. Sarmate, sirbi (303) tum dicti a serendo i. quasi sirbntm (sic). Diese Uniform klärt der Druck durch das Auslassen eines ganzen Glossemes auf: „Sarmata a studio armorum Sarmate nuncupati. Sarmatum a serendo dictum i. e. quasi sirimentum. Das interlineare: Sarabaite, zirbi, proprie currentes vel sibi viventes (302) bei Š. u. P. (S. 225) klärt gleichfalls der Druck auf, indem er richtig schreibt: „Sarabatte, propria curantes vel sibi viventes,“ wobei der Böhme mit seinen „Zirbi“ d. i. Sirbi oder Srbi an die Reste der Mönche aus den serbischen Klöstern in Böhmen gedacht haben mag, die dann von Karl IV. im slavischen Kloster zu Emaus in Prag versammelt wurden.

13. sedacium, harsib, szito (311) d. i. sito, sejtko; Sieb.

14. braxa, zlad (36) d. i. slad und interlinear: prazium, zlad (262). Druck: braza malz. Auch hier scheint der Böhme das deutsche: malz durch das böhmische slad ersetzt zu haben.

15. Ares, bellum, suatonyt (20) d. i. Svato-Vit. Interlinear kömmt dieser wichtige Ausdruck noch zweimal vor und zwar (197) Mavors zuatouit, dann (446) Mavortem suatouit. In neuester Zeit (1863) wurde von J. Jireček in dessen sehr interessanten Studien zur slav. Mythologie zwar behauptet, dass Vaecerad den Namen dieses Gottes nur aus den elbeslavischen Kroniken kamte: wäre dies der Fall, dann hätte Vaecerad nicht die böhmische Form, sondern die nasale polabische Form Swantowit gesetzt, wie dies noch 1809 Hněvkovský in seinem Děvin und Linda 1817 in seiner Záře thaten.

16. consilium snet. swet (56. 421) d. i. s-vět, altslav. съ-вѣтъ. Kein moderner Böhme hätte dies jetzt verschollene altböh. Wort im J. 1827 so glossirt.

17. lanx, statera, vala (169). Der Druck hat nur: lanx, statera.

18. ventriculus varlle (362) d. i. varle, nach Š. und P. varlje zu lesen. Druck: ventriculus, mago. Varle ist sonst nur im Sinne von

testiculi bekannt, kein moderner Böhme hätte sohin also glossiren können.

19. phitones vlichvec (255), das altslav. vľchvъ in deminutiver Form. Druck: phitones vuissagon, phitonissa zaubrata. Das interlineare Glossem: „grincas taws wilchuec“ (137) haben Š. und P. irrig gelesen, denn die Musealhandschrift schreibt: „grineas, taxos, wilchuecc.“ Druck: grineas, taxos. grinea insula quondam dicta, plurimi ibi taxi nascuntur. Der Text berührt hier den Gryneischen Apollocultus. Die Wurzel von vľhvec ist unbekannt, doch dieselbe wie im ahd. fluoh-an, mhd. vnoch-on, fluchen.

20. burra, stiega, wzchod (37). Druck: burra, stiga.

21. Dea frumentī, Ceres, siua (68) und: diva, dea siua (83). Š. u. P. lesen Živa, was fraglich ist. Druck: diva, dea siue imperatrix, Lucina Junoque. Der böhmische Glossator änderte hier offenbar das lateinische sive in das böhmische siua ab. Die Form Siva ist durch die Titelminiatur gewährleistet, die deutlich: Estas Siva schreibt, auch eine Interlinearglosse (409) liest: Ceres, fruges, frumentum, siua. Es ist offenbar, dass den böhmischen Glossatoren an diesem Namen gelegen war, da sie ihn viermal setzten. Die Wurzel ist jedoch wahrscheinlich nicht im altslav. živ-otъ, vita, animal zu suchen, wie Š. und P. vermuthen, sondern nach den Worten: fruges frumentum im altslav. sějati, sě-ti, serere, böhm. siev-ati, sív-ati, sí-ti oder aber nach dem Worte: aestas im altslav. siev-anije, splendor, altböhm. pro-siev-ati, illuccscere. Das erstere ist wahrscheinlicher, da die Gestalt der Göttin in der Miniatur Aehren in der Hand zu halten scheint. Wer wird bei diesen Umständen noch behaupten wollen, dass ein moderner Böhme die Glossen fabricirte?

21. culix, zizala (65), jest žizala. Druck: culex ab aculeo dictus. Das Wort žizala bedeutet nun Regenwurm, kein moderner Böhme hätte sohin also glossirt. Die Wurzel dieser uralten Wort-Reduplication liegt im altslav. zę-lo, poln. żą-dło, böhm. žíha-dlo, Stachel.

Das sind alle Glossen, die im Texte selbst, gleichzeitig und gleichförmig mit den andern grossen Textesworten geschrieben sind. Die analytische Kritik derselben gibt zum Resultate, dass keine einzige Glosse einen modernen Glossator verrathe, wohl aber bei den alten böhmischen Glossatoren das nationale Bestreben, die deutschen

Glossen durch böhmische Glossen zu paralyisiren, was im Beginn des 14. Jahrhunderts, das ein Jahr 1309 kennt, nicht Wunder nehmen kann.

Die gänzliche Schuldlosigkeit Hanka's rücksichtlich der angeblichen Fälschung der Glossen zeigen noch folgende, meist in dem Texte sich befindliche Glossen, die Hanka in seiner *Sbirka nejdávnejších slovníků* im J. 1833 noch für böhmisch erklärte, die jedoch von Šafařík und Palacký im Jahre 1840 als deutsche Glossen erkannt wurden. Auch sie, so wie ihre bisherige Deutung wollen wir analytisch und kritisch durchgehen. Sie sind folgende:

1. *cetauca, taha* (410). Hanka mag an *táha* gedacht haben, wie in Böhmen hie und da der Brunnenschwengel heisst. Doch da der Druck, der keine böhm. Glossen kennt, eben so schreibt, so muss *taha* wohl deutsch sein, obschon Graff (althochdeutscher Sprachschatz 1840 V. 364) selbst nicht weiss, was er mit *cetauca*, was mit *taha* beginnen soll.

2. *tessera coste* (479). Bei Hanka für böhmisch (S. 22), bei Šafařík und Palacký (S. 231) für lateinisch erklärt. Doch ist das Wort weder lateinisch noch böhmisch, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach das verschriebene griechische *tessarakonta* d. i. vierzig, denn der Druck schreibt: *tessaracoste, quadraginta*, allerdings mit einem Druckfehler, deren es in der Handschrift so wie im Drucke unzählige gibt, da die Mönche ohne Verstand abschrieben, worin die Drucker ihnen nacheiferten. Sonderbar ist es immerhin, dass Šafařík und Palacký (l. c.) schrieben „*tessera, coste, XL.*“ d. i. vierzig, ohne das nahe liegende griechische Wort zu ahnen.

3. *succula, gelca* (331). Für welches böhm. Wort Hanka diese Form gehalten, sagt er nicht (S. 21), Š. und P. erklären (S. 231), es nicht zu verstehen. Druck: „*succula, galsza.*“ Es ist das ahd. *galza*, gegenwärtig *gälz*, ein Schweinchen, sohin *sucula* (*sus*).

4. *calicula, gellita* (39). Druck dasselbe. P. und Š. erklärten es mit Recht für das Deutsche: *gelte* oder *gelde*, was eine Masseinheit bedeutet.

5. *rivola, chlipa* (293), das jetzige *klippe*. Druck: *riuala, clipa*. Auch die Musealhandschrift hatte ursprünglich *clipa*, was eine Hand in *chlipa* umänderte.

6. *sinistra, sceua, leua* (321). Druck: *sinistra, leua*, und

erklärt es witzig: quia aptior sit ad levandum onus. Die Musealhandschrift fügt hinzu: „leua vel opera mala.“

7. funam, ovin (125). Druck: funam, ovan, wahrscheinlich wieder verschrieben und verdruckt für furnum, Ofen.

8. Von salmorum, salimorum (178) war schon oben die Rede.

9. Eben so von sidala (344) thorale.

10. subridens (475) las Hanka smiet (S. 21), Š. und P. smirt (S. 231), indem sie beifügen: dunkel. vgl. das engl. smile, lächeln. Das Wort lässt sich in der Handschrift nicht gut lesen, indem andere Buchstabenzüge hinein ragen. Da in der oberen Zeile von supremum und ultimum die Rede ist, so kann es subscribirt sein und smirt, smrt, den Tod bedenten.

11. oriens, exortus, zara (383. 480). Auch der Druck hat es auf dem letzten Blatte. Š. und P. erklären es für hebräisch.

12. reuter, zubar (289). Š. und P. gestehen, nicht finden zu können, was das lat. reuter bedeute, weshalb sie auch nicht wüssten, ob zubar böhmisch sei (S. 230), wie es Hanka behauptete (S. 18). Da der Druck ebenfalls diese Glosse hat, so ist zubar sicher deutsch und zwar zweifelsohne das jetzige Wort Zuber d. i. zu-bar, zwei-träger, ein Gefäss von zwei Seiten tragbar.

13. gula, gicich (137). Hanka hält jicich für eine Nebenform des nun gebräuchlichen jicen, Kehle (S. 10); doch Š. und P. machen ein? und sagen: „Sonst: jicen. Die Endung ich ist ungewöhnlich und wir getrauen uns nicht, zu bestimmen, wie hier das *ch* ausgesprochen werden soll“ (S. 213). Es ist dies jedoch ein unrichtig gelesenes deutsches Wort. Der Druck schreibt nämlich (S. 183. b.): „gula gulosa, geitige.“ Geit-ig oder git-ig ist im altdeutschen das, was das jetzige geiz-ig, im Sinne von gierig ist, der Glossator glossirte daher gulosa (das auch im Musealmanuscript steht) und nicht gula. Die Musealhandschrift hat auch in der That darüber „gitich“ d. i. git-ich geschrieben, was man irrig für gicich las. Ob auch diese Glosse Hanka gefälscht haben mag?

Diese Glossenanalyse hat uns nun mit dem Glauben an ihre Glaubwürdigkeit zugleich zur Ueberzeugung geführt, dass wir wohl Recht hatten, als wir oben dereu Entstehungszeit in den Anfang des 14. Jh. versetzten. Denn wir begegneten nicht einer einzigen ent-

schieden alten Form, die auf das 13. oder gar wohl auf das 12. Jahrhundert hinwiese. Das böhmische der Glossen ist eben eine Uebergangsform vom altböhmischen zum Neuböhmischen, wie wir sie auch in anderen Schriften des 14. Jahrhunderts vorfinden. Damit harmonirt auch die Schrift des Musealmanuscripts mit ihren unzähligen Abbreviaturen. Da nun im zweiten Theile der Handschrift d. i. im zweiten, kleineren Wörterbuche sich bei den Bildnissen des Malers und Scriptoris auch die Jahrzahl ⁵²M⁵²CII. in Abkürzung vorfindet, so kann wohl mit ziemlicher Sicherheit die Jahrzahl als MCCCII. gelesen werden, die jedoch nur vom eigentlichen Texte gilt. Die Glossen, wenigstens die meisten, sind, nach den Schriftzügen und der Orthographie zu schliessen, gleichfalls in den ersten Jahrzehenden des 14. Jh. geschrieben worden, da sie durchgehends die vorhussitische Rechtschreibung an den Tag legen.

Historische Section am 13. Februar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Wocel, Tomek, Zap und Winaříký; als Gäste die HH. Beneš, Hospodář, Kosténeec, Lepař und Šeidl.

Das ordentl. M. Hr. Tomek las einen Abschnitt aus dem II. Bande seiner Geschichte Prags und zwar aus der Topographie der Altstadt, betreffend jenen Stadttheil, welcher sich von der Aegidigasse und dem Bergstein westlich bis an die Moldau ausbreitet.

Naturwiss.-math. Section am 20. Februar 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Pierre, Kořistka, Amerling; als Gäste die HH. Durége, Walter, Weselý, Lippich und Pihrt.

Sekr. Weitenweber theilte des Hrn. Geheimrathes Göppert Schreiben über die fossilen Stämme von Břas mit.

In der Sections-Sitzung am 23. November 1863 habe ich, wie die geehrten Herren sich erinnern dürften, auf Grundlage eines schriftlichen Aufsatzes meines Freundes, des Hrn. Hüttenverwalters C. Feistmantel über das interessante Vorkommen von Ueberresten vorwelt-

licher Baumstämme, welche sich in den Hangendschichten am nord-westlichen Ausgehenden des Bräser Steinkohlenbeckens vorfinden, berichtet (vergl. Prager Sitzungsberichte 1863 Juli — December S. 71). Am Schlusse jenes Aufsatzes heisst es nun: Ein noch räthselhaftes Vorkommen sind längliche im Querschnitte meist ovale, an der Oberfläche mit einer ganz schwachen Kohlenrinde überzogene Körper, die im Innern einiger dieser Stämme — und zwar immer zunächst des äusseren Umfanges derselben — sich vorfanden. Dieselben können aus dem Gesteine gelöst werden und lassen einen stellenweise schwach kenntlich, jedoch unregelmässig gestreiften Abdruck zurück, sind ganz von demselben Material wie die Stellen des Baumkernes, in denen sie liegen und scheinen sich manchmal gegen die Stammoberfläche auszuheilen. In einem Stamme war nahe unter dessen Rinde ein solcher Körper von 2—3 Zoll Stärke spiralartig bis 3 Fuss Länge ausgeschieden. Bei dem unvollkommenen Zustande, in dem sich alle diese Baumreste befinden, ist es schwer, diese erwähnten Einschlüsse, die an ihrer Oberfläche keine Aehnlichkeit mit anderen bekanteten Pflanzenüberresten zeigen, befriedigend zu erklären.“

Es gereicht mir nun zum besonderen Vergnügen, in letzterer Beziehung eine Notiz mittheilen zu können, welche mein hochverehrter Freund, der berühmte Pflanzen-Paläontolog, Prof. Dr. H. R. Göppert zu Breslau, in einem seiner letzten an mich gerichteten Schreiben erwähnt und wo er diesen interessanten Gegenstand wohl auf eine sehr dankenswerthe Weise befriedigend erledigt. Derselbe schreibt:

„Nun eine kurze literarische Notiz, zu der ich mich beim Lesen der Beschreibung der fossilen Stämme (am oben angeführten Orte) veranlasst sehe. Die dort erwähnten länglichen, im Querschnitte meist ovalen Körper im Innern der Stämme gehören der Gefässachse an, welche die Lepidodendreen als ächte Lycopodiaceen bei nur einigermaßen guter Erhaltung stets noch besitzen. Auf ihrer Oberfläche (nämlich der Achse) kann man oft noch quincuncirte Narben erkennen, von denen die Gefässbündel nach den Blättern hin verliefen. Wenn man solche ausgefüllte Stämme abschleift, so zeigen sich diese Gefässbündel nicht selten noch in Form von zarten excentrischen kohligen Streifen erhalten. Sehr selten findet man diese Achse noch in der Mitte; gewöhnlich ist sie excentrisch, ja zuweilen sogar an der Aussen-

seite der Stämme in einer tiefen Rinne, so dass die eine Hälfte der Achse ganz frei da liegt. An einem 13 Fuss langen, $1\frac{1}{2}$ Fuss dicken Lepidodendronstamme, aus dem Waldenburger Kohlenreviere, welcher eine Hauptzierde der paläontologischen Parthie des botanischen Gartens an der Breslauer Universität ausmacht, lässt sich überall 3 Zoll von der Rinde, die $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll dicke Achse wahrnehmen. Wenn man sich den Ausfüllungsprocess ins Gedächtniss ruft, so kann man diess leicht erklären. Die zellige Hülle der Achse leistete der Fäulniss ebenso wie die zellige Rinde längeren Widerstand als das Parenchym, wurde also auch besonders ausgefüllt und später ihre Hülle auch in Kohle verwandelt. Lässt man jetztweltliche Lycopodiaceen, oder z. B. Myriophylleen-Stengel, deren Gefässachse durch Zellgewebsarme mit der Rinde in Verbindung steht, faulen und bringt dann unter beständiger Bewegung dünneren Thonbrei hinzu, so kann man — wie ich oft gethan — sich die anschaulichste Vorstellung von diesem einst stattgehabten Process verschaffen. Wenn bereits jede seitliche Verbindung der Achse mit der Rinde gelöst war, wurde sie bei Seite geschoben oder gedrückt; wenn aber dergleichen noch stattfand, auch in der Mitte in ihrer natürlichen Lage erhalten. — Stigmarienzweige gaben glatt geschliffen ebenso instructive Präparate. Sehr häufig liegt auch hier die Achse auf der Aussenseite und die Gefässbündel sind fast immer noch vorhanden.“ — — (H. R. Göppert.)

Hr. Joseph Weselý (als Gast) hielt einen längeren Vortrag über sein Verfahren elementarer Bestimmung der Beharrungs- (Trägheits-) Momente mittelst Anwendung von Summenreihen.

Der Vortragende suchte an mehreren gewählten Beispielen nachzuweisen, dass man zu diesen Bestimmungen nicht nur durch die bisher meistens übliche höhere Rechnung, sondern auch auf elementar-mathematischem Wege gelangen könne.

Im Februar 1865 eingelangte Druckschriften.

Bulletin de l'Academie royale des sciences etc. de Belgique. Bruxelles 1863. 32. Année II. serie, tom. 15, 16. — 1864. 33. Année, tom. 17.

Mémoires couronnés et Mémoires des Savants étrangers etc. Bruxelles 1863. Tome XXXI. in 4°.

Mémoires de l'Académie royale des sciences etc. Bruxelles 1864. Tome XXXIV.

Annuaire etc. 1864. Trentième Année. Bruxelles 1864.

Mémoires couronnés et autres mémoires etc. Coll. in 8°. Tome XV. 1863. — Tome XVI. 1864.

Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. Leipzig 1864. Nro. 12.

XXIV. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1864.

Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania. Aar 1863.

M. Sars og Th. Kjerulf Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Christiania 1863. XII. Binds 4. Heft. — 1864. XIII. 1, 2, 3.

S. A. Sexe Om Sneebären Folgefon. Christiania 1864 in 4°.

M. Irgens og Th. Hiortdahl Om de geologisk Forhold paa Kystsrækningen af nordre Bergenhus Amt. Christiania 1864 in 4°.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Berlin 1865. Nro. 4—8.

Lotos. Zeitschrift für Naturwiss., redigirt v. Weitenweber. Prag 1865. Januar.

Uebersichten der Witterung in Oesterreich und einigen auswärtigen Stationen im J. 1865. Wien 1865.

Jan Verdam Bijdrage tot de toepassing van het Beginsel van D' Alembert etc. Amsterdam 1864. (Vom Hrn. Verfasser.)

Fr. Palacký Dějiny národu Českého. V Praze 1865. V. dílu 1. částka.

Fr. Palacký Geschichte von Böhmen. Prag 1865. V. Bandes 1. Abtheil. (Vom Hrn. Verf.)

The Quaterly Review. London 1864. October. Nro. 232.

Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften usw. aus dem Jahre 1864. Göttingen 1865.

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1862. Berlin 1864. XVIII. Jahrg. 1. und 2. Abtheil.

K. V. Zap Česko-moravská Kronika. V Praze 1865. II. sešit 18. (Vom Hrn. Verfasser.)

Centralblatt für die gesammte Landescultur. Prag. 1865. Nro. 6—8.

Wochenblatt der Land- Forst- und Hauswirthschaft. Nro. 6—8.

Hospodářské noviny. V Praze 1865, číslo 6, 7.

Quarterly Journal of microscopical Science etc. London 1863. 1—4. Heft. — 1864. 1—4. Heft und 1865. 1. Heft.

Ferd Lippich, Studien über den Phonautographen von Scott. (Sep.-Abdruck vom Hrn. Verfasser.)

Sam. Haughton Experimental Researches of the Granites of Ireland 1862. Part III. IV.

Neues Lausitzisches Magazin. Görlitz 1865. XLI. Band. 1. und 2. Hälfte.

Historische Section am 13. März 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Wocel, Tomek, Weitenweber, Winaříký, Wrfátko und Kaulich; als Gäste die HH. Beneš, Lepař, Patera, P. Petera, Frost und Zoubek.

Hr. Wocel las (in böhmischer Sprache) folgende Abhandlung: Ueber die Zeitepoche der Einwanderung der Kelten in Italien und in das hercynische Waldgebiet, wie auch über den Zeitpunkt des Auszuges der Bojer aus Bojohemum.

Am fernsten historischen Horizonte Böhmens taucht der Name der Bojer auf, eines gallischen oder keltischen Volkes, nach welchem das Land Bojohemum genannt wurde. Die Kelten bewohnten in ferner Urzeit Gallien, einen Theil der pyrenäischen Halbinsel und Britannien vom Vorgebirge Kornwall bis zu dem Grampiangebirge. Aus jenen ursprünglichen Wohnsitzen zogen in verschiedenen Zeiträumen keltische Volksschaaren nach Italien und Germanien, drangen in das Illyrische Dreieck ein, besetzten die Karpathenländer und breiteten sich bis zum Dnëster, ja beinahe bis zum Pontus Euxinus aus; so dass im ersten Dämmerlichte der europäischen Geschichte ein grosser Theil des Ländergebiets zwischen dem Atlantischen und dem Schwarzen Meere von Keltenstämmen bewohnt erscheint. Julius Caesar schreibt, dass in alter Zeit die Gallier (Kelten) an Tapferkeit die Germanen übertrafen, und dass grosse Schaaren derselben, weil ihnen ihr Stammland nicht mehr den nothwendigen Lebensunterhalt gewähren konnte, zum Theil über die Alpen nach Italien gezogen, theils über den Rhein in die Gaue Germaniens vorgedrungen waren, wo sie am hercynischen Walde sich niederliessen.

Ueber die Veranlassung zur Auswanderung eines Theils der keltischen Bevölkerung aus Gallien nach Italien und zum hercynischen Walde, wie auch über die Art und Weise, wie von den Galliern die südlichen Gegenden überströmt wurden, hat uns Livius eine auf alten Sagen gegründete Nachricht aufbewahrt (Liv. V, 34). „Zur Zeit,“ so berichtet Livius, „als zu Rom Tarquinius Priscus regierte, waren die Bituriger das herrschende Volk in Gallien, welche auch dem Keltlande die Könige gaben. Damals hatte sich die Bevölkerung des Landes so sehr vermehrt, dass der greise König Ambigat sich genöthigt fand, um das aus der Uebervölkerung hervorgehende Unheil abzuwenden, seine tapferen Schwestersöhne, Bellovesus und Sigovesus an der Spitze zahlreicher Volksschaaren in die Fremde auszusenden, um sich neue Wohnsitze aufzusuchen. Durch Götterspruch wurde dem Sigoves das hercynische Waldgebiet, dem Belloves aber Italien angewiesen.“ — Livius schildert darauf den Zug der Schaaren des Belloves nach Italien, und berichtet, wie dieselben nach Besiegung der Tusker sich auf den Insubrischen Gefilden niedergelassen und Mailand gegründet hatten. Darauf folgten der Spur der ersten keltischen Auswanderer die Caenomanen unter Anführung des Elitovius und liessen sich in der Umgegend von Brixen und Verona nieder. Nach diesen zogen die Saluvier über die Alpen und nahmen die Gegend am Ticinus in Besitz. Sodann überstiegen Schaaren der Bojer und Lingonen die Poenischen Alpen, und, da sie fanden, dass die Länderstrecken zwischen dem Padus und den Alpen bereits von ihren keltischen Vorgängern in Besitz genommen waren, so setzten sie über den Padus und vertrieben die Etrusker und Umbrer aus ihren Sitzen. Endlich haben, wie Livius berichtet, die neuesten Ankömmlinge, die Senonen, das Gebiet zwischen den Flüssen Usens und Aesis in Besitz genommen. Es ist ungewiss, fügt derselbe hinzu, ob es der letztere Volksstamm allein gewesen, welcher Clusium und Rom bedrängte; oder ob demselben alle cisalpinischen Gallier bei dieser Unternehmung Hilfe geleistet hatten. Darauf erzählt Livius, wie die Clusier, durch die ihnen drohende Gefahr in Schrecken gesetzt, den römischen Senat um Hilfe gegen den furchtbaren Feind gebeten, und endlich, wie die Römer, in den Krieg mit den Galliern verwickelt, an der Allia geschlagen und genöthigt wurden, die Stadt Rom dem Feinde preiszugeben und ihre kampffähige Mannschaft auf

dem Capitol zusammenzuziehen. Livius bemerkt ausdrücklich, dass jene Gallier, welche Clusium belagerten, nicht zu jenen Schaaren gehörten, welche zuerst die Alpen überschritten hatten, „denn die Gallier,“ schreibt er, „waren zwei hundert Jahre früher, ehe Clusium bekriegt und Rom eingenommen ward, in Italien eingedrungen, und die Heere der Gallier hatten nicht zuerst mit den Etruskern, sondern bereits viel früher mit jenen Völkern, welche zwischen den Apenninen und den Alpen sassen, gekämpft.“ *) Livius behauptet somit, dass die erste keltische Auswanderung nach Italien und zum hercynischen Walde bereits zur Zeit des Tarquinius Priscus, also etwa 600 Jahre vor Christo stattgefunden habe. **) Diese Angabe wird aber von neueren Geschichtsforschern nicht bloss in Zweifel gezogen, sondern als eine irrige und falsche erklärt, und es wird namentlich von Niebuhr nachzuweisen versucht, dass der erste Keltenzug um zweihundert Jahre später, d. i. auf das Jahr 390 vor Christo zu setzen sei. ***)

Die genauere Untersuchung der in Böhmen und Mähren aufgefundenen ältesten Culturreste, insbesondere der Münzen und der Bronzeobjecte, welche, wofern die archäologischen Kriterien nicht trügen, grossentheils für keltische Denkmale anzusehen sind, drängt mich aber zu der Ansicht, dass in diesen Ländern nicht erst im IV. Jahrhunderte vor Christo, sondern bereits viel früher ein keltischer Volksstamm dauernd angesiedelt war.

Um nun in dieser historischen Frage, in welcher die neuere geschichtliche mit der archäologischen Forschung in offenbarem Widerspruche sich befindet, einige Klarheit zu gewinnen, fand ich mich genöthigt, die Gründe, welche Niebuhr in seiner „Römischen Geschichte“ zur Erläuterung seiner Ansicht, der fast alle neueren Geschicht-

*) Sed eos, qui oppugnaverint Clusium, non fuisse, qui primi Alpes transierint, satis constat; ducentis quippe annis ante, quam Clusium oppugnarent, urbemque Romam caperent, in Italiam Galli transcenderunt: nec cum his primum Etruscorum, sed multo ante cum iis, qui inter Apenninum Alpesque incolebant, saepe exercitus Gallici pugnavere. Liv. V. 33.

**) Tarquinius Priscus regierte vom J. 616 v. Chr. bis 578 v. Chr.

***) Nach der Varronischen Zeitrechnung 390, nach der Catonischen im J. 388 vor Christo

schreiber und selbst Šafařík und Palacký beitraten, entwickelt, etwas näher ins Auge zu fassen. *)

a) Das erste Bedenken gegen die Angabe des Livius schöpft Niebuhr aus Herodot, indem er behauptet (Röm. Gesch. II, 575): „Herodot kannte die Kelten nur erst im äussersten Westen Europa's, in so weiter Ferne, dass er sie ausserhalb der Säulen des Herkules denkt. Nicht sie setzt er an den Fuss der Gebirge, aus denen Drau und Inn fliessen, sondern Umbrer; auch nennt er sie nicht unter den Völkern, aus denen das Heer geworben war, welches Hamilkar wider Gelon und Theron geführt hatte.“ Nun schreibt zwar Herodot, dass die Kelten nächst den Cyneten den östlichsten Theil von Europa bewohnen, aber er berichtet zugleich, und zwar an zwei Stellen (II, 33; IV, 49), dass der Isterfluss in ihrem Lande entspringt. Dadurch, dass in den Gebirgen, aus denen Drau (Lech?) und Inn (Karpis und Alpis bei Herod.) fliessen, die Ombriker sassen, wird nicht Herodot's Angabe

*) Auf diesen Widerspruch macht auch Streber in seinem Werke über die Regenbogen-Schüsselchen (I. 272) aufmerksam, indem er die Ueberzeugung ausspricht, dass diese keltischen, in Böhmen und Baiern gefundenen Münzen theilweise dem V. Jahrh. v. Chr. angehören. „Ist das richtig, schreibt derselbe, sind die Regenbogen-Schüsselchen vor dem Jahre 400 geschlagen, so bleiben uns nur zwei Möglichkeiten, das hohe Alter dieser Münzen einerseits und die dürftigen Nachrichten über eine Ansiedelung keltischer Stämme diesseits des Rheins anderseits in Einklang zu bringen. Entweder hat Livius dennoch Recht, wenn er die Auswanderung der Gallier bis in die Zeiten des Tarquinius Priscus hinaufsetzt, und in diesem Falle stimmt das Alter unserer Münzen mit den historischen Nachrichten überein, oder Livius hat sich geirrt, dann gehören die Regenbogen-Schüsselchen keltischen Stämmen an, die nicht erst unter Sigoves aus Gallien über den Rhein und gegen den hercynischen Wald herübergewandert, sondern schon vorher daselbst sich angesiedelt hatten.“ Weil nun nach Strebers Meinung in Gallien keine Regenbogen-Schüsselchen gefunden wurden, so glaubt derselbe annehmen zu müssen, dass der Zug unter Sigoves und Beloves eine spätere, rückläufige Wanderung der Keltenstämme gewesen sei, und dass jene Münzen von Kelten herrühren; welche statt mit ihren Brüdern bis zum äussersten Ziel im Westen, nach Gallien und Britannien vorzudringen, an der oberen Donau und am oberen Rhein Halt machten, und sich daselbst eine bleibende Wohnstätte wählten. — Hätte der verdienstvolle, der Wissenschaft leider zu früh entrissene Gelehrte gewusst, man werde in Belgien (zu Frasnes) Regenbogen-Schüsselchen finden, so würde er ohne Zweifel seine Ansicht geändert haben. — Ich hege die Ueberzeugung, es sei die Pflicht des wissenschaftlichen Forschers, bei solchen Streitfragen die vorhandenen historischen Angaben sorgfältig zu prüfen und zu vergleichen, ehe er sich zur Annahme von Hypothesen entschliesst, für welche die Geschichtsquellen keinen Anhaltspunkt darbieten.

widerlegt, dass zu seiner Zeit die Keltensitze von den Pyrenäen bis zu den Quellen der Donau sich erstreckten, mochte auch derselbe gedacht haben, dass die Isterquellen weiter gegen Osten, in Gallien sich befinden. — Der weitere Einwurf Niebuhr's, dass nach Herodot unter den Völkern, aus welchen Hamilcar seine Kriegsmacht gegen Gelon und Hiero gesammelt, kein Name irgend eines keltischen Volkes vorkommt, kann unmöglich als Beweis dienen, dass zu jener Zeit keine Keltenstämme am Südabhange der Alpen sassen; dagegen erwähnt Polybius (I, 29), dass bereits vor dem ersten punischen Kriege Soldtruppen der Gallier im Heere der Karthaginenser dienten. *)

b) Den zweiten Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung glaubt Niebuhr in den Worten Appian's zu finden, welcher berichtet (Celt. I.): „Die Griechen zählten die siebenundneunzigste Olympiade, als ein ansehnlicher Theil der am Rheine wohnenden Kelten sich erhob, um andere Wohnsitze aufzusuchen. Sie zogen über die Alpen und griffen die Clusier an, welche das glückliche Tyrrhenenland (Hetrurien) bewohnten. Die Clusier hatten sich kurz zuvor mit den Römern verbündet und nahmen daher ihre Zuflucht zu diesen.“ — Hier wird offenbar bloss von dem Zuge und der Unternehmung jener Kelten-schaaren berichtet, welche die letzten unter ihren Stammgenossen waren, die von den Alpen herabstiegen und in der 97. Olympiade Clusium bedrängten. Auf eben diese beziehen sich die Worte des Livius: „sed eos, qui oppugnaverint Clusium, non fuisse, qui primi Alpes transierint, satis constat“ (V. 33). — Appian erzählt weiter, wie die Clusier, aufgestachelt von den römischen Gesandten, die Kelten verrätherisch überfielen, und wie in dem Kampfe, der darauf erfolgte, Q. Fabius, einer der römischen Gesandten, mit eigener Hand den Anführer der Kelten erlegte. Als nun Brennus, der König der Kelten, die Auslieferung des Q. Fabius verlangte, und die Römer den Boten

*) Zeuss ist in seinem trefflichen Werke: „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ derselben Ansicht wie Niebuhr in Betreff des späteren Auftretens der Kelten in Italien, und meint, dass zu Herodot's Zeit die Ombriker (Umbrier) und Tyrrhener die Po-Ebenen bewohnten; sich auf die fabelhafte Sage bei Herodot (I, 94) berufend, dass die Lydier zu den Umbriern gekommen wären und dort Städte gegründet hätten. Aber von der Po-Ebene geschieht in dem angeführten Cap. bei Herodot nicht die geringste Erwähnung, und es ist wohl bekannt, dass die Sitze der Etrusker und Umbrier auch südlich vom Po am Apennin lagen.

des Königs mit einer abschlägigen Antwort abfertigten, „da schickte Brennus,“ schreibt Appian, „bei den übrigen Kelten herum, um sie zur Theilnahme am beabsichtigten Kriege aufzufordern; nachdem Viele zu ihnen gestossen waren, so brachen sie auf und zogen nach Rom.“ Da entsteht nun die Frage, an welche Kelten Brennus jene Aufforderung erlassen habe? Seine Boten konnten unmöglich die Reise nach Gallien unternommen haben, um ihre Stammgenossen zum Zuge über die Alpen aufzurufen, denn dazu reichte nicht einmal die Zeit hin, weil gleich darauf die Kelten Rom bestürmten; und da von einem neuen dadurch veranlassten Keltenzuge über die Alpen nicht die geringste Spur in alten Quellenwerken zu finden ist, so sind wir berechtigt, anzunehmen, dass Brennus zu jenen Keltentämmen seine Boten geschickt habe, welche schon lange vordem sich zwischen den Alpen und dem Padus niedergelassen hatten. Daraus ergibt sich zugleich, dass die Stelle bei Appian: „Die Kelten gingen über das Alpengebirge und griffen die Clusier an, welche das glückliche Land Tyrhhenien bewohnen“ sich unmöglich auf die primitive Einwanderung der Kelten in die Fluren der Lombardei, sondern auf die letzte Phase der Keltenzüge beziehen könne. Mit dieser Ansicht steht im Einklange die Stelle bei Livius (V, 35): „Hanc gentem (Senones) Clusium Romanque inde venisse comperio; id parum certum est, solamne an ab omnibus Cisalpinorum Gallorum populis adjutam.“

e) Niebuhr führt ferner das Zeugniß Plutarchs an, welcher (Camillus 15, 16) erzählt, dass die Kelten, angelockt durch die Lieblichkeit des italischen Weines, die Waffen ergriffen und über die Alpen zogen, um jenes Land zu suchen, das solche Früchte trage. Sie eroberten, berichtet Plutarch, gleich beim ersten Angriff die ganze Landschaft, die sich von den Alpen bis an das beiderseitige Meer erstreckt und die vor Zeiten von den Tyrhhenern bewohnt wurde; „aber,“ bemerkt er weiter, „dies war lange vorher (ehe die Gallier Clusium belagerten) geschehen (*ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἐπράχθη σὺν χρόνῳ τιμὴ πρότερον*). Niebuhr will das Gewicht der letzteren Bemerkung Plutarchs durch die Behauptung vernichten, dass Plutarch den Livius vor Augen gehabt und aus demselben geschöpft habe. Allein wie kommt es, dass Plutarch die Sage von Arnus, der, von Rachsucht angetrieben, die Kelten durch die Süßigkeit des Weines nach Italien gelockt, und zwar weitläufig erzählt (eine Sage, die auch

Livius berührt, aber bloss als Veranlassung des letzten Zuges der keltischen Senonen gelten lässt), während derselbe die ausführlichen Angaben des Livius über die Ursachen und die Reihenfolge der Auswanderungszüge der Kelten mit keinem Worte erwähnt? Hätte Plutarch, wie Niebuhr vermeint, „Livius vor sich gehabt“, so hätte er unmöglich die von dem letzteren erzählten Hauptsachen mit Still-schweigen übergehen und bloss eine von jenem beiläufig berührte Sage (welche überdies, wie Niebuhr vermeint, Plutarch nicht einmal aus Livius, sondern aus Dionysius von Halicarnass geschöpft hatte) in sein Werk aufnehmen können. Es berechtigt somit gar nichts zu der Behauptung, dass Plutarch den Livius vor sich gehabt. Mochte aber auch Plutarch andere Quellen als den Livius benützt haben, so stimmt er jedenfalls mit demselben in der Angabe überein, dass die ersten Einwanderungen der Kelten nach Italien viel früher (*συχνῶ τινι χρόνῳ πρότερον*), als der Zug derselben gegen Clusium und Rom, stattgefunden hatten.

d) Niebuhr schreibt (II, S. 624): „Es leidet nicht den geringsten Zweifel, dass die bei Dionysius von Halicarnass (I, 74) vorkommende Angabe von Timaeus herrührt, der Zug der Kelten, auf dem Rom erobert worden sei, falle in das Jahr des Archonten Pyrgion, Ol. 98, 1, und Dionysius sagt, über diese wären fast Alle einstimmig. Denn Timaeus folgt Diodor durchgehends; und wie dieser die unverkennbar römische Erzählung von dem Unglücke der Stadt mit der von Dionysius' Krieg in Süditalien verknüpfend sagt, um die Zeit, da dieser Rhegium belagerte, wären die Kelten über die Alpen gekommen, so ist wohl nicht zu bezweifeln, dass Timaeus, so viel oder so wenig er darüber erwähnte, in gleicher Weise auf jene Zeit bezog. — Dionysius' oben angeführte Worte — und er wählt sie immer umsichtig — reden von dem Heerzug der Kelten, von Roms Eroberung nur als einem der Ereignisse desselben.“ — Welche sind aber die betreffenden „mit Umsicht angeführten Worte“ des Dionysius? Derselbe schreibt in seiner Urgeschichte der Römer (I, 74): „Der Einfall der Kelten, durch welchen Rom erobert ward (*ἡ Κελτῶν ἔποδος, καθ' ἣν ἡ πόλις ἔάλω*) geschah, worin fast Alle übereinstimmen, zur Zeit, da Pyrgion Archon in Athen war, im ersten Jahre der acht- und neunzigsten Olympiade.“ Die Worte: *ἡ Κελτῶν ἔποδος, καθ' ἣν ἡ πόλις ἔάλω* beziehen sich doch offenbar blos auf den Zug jener

Kelten, welche Rom eroberten, d. i. der Senonen, nicht aber auf die ersten Einwanderungszüge der Gallier, von welchen Timaeus (bei Dion. v. Halic.) nicht das Mindeste erwähnt.

e) „Ganz unmittelbar vor der Einnahme Roms setzt Diodor die Einwanderung über die Alpen, wahrscheinlich nach Fabius“, schreibt Niebuhr (II, 576). Diodor berichtet, ebenso wie Appian und Dionys. v. Halic., dass zu eben der Zeit, als Dionysius Rhegium belagerte (Ol. 97), die Kelten in Italien eindrangen und das Land zwischen den Apenninen und den Alpen nach Vertreibung der daselbst angesiedelten Tyrrhener besetzten. Derselbe erzählt aber gleich darauf, dass einem der Keltenstämme, den Senonen, der entfernteste, am Meere gelegene Theil des Landes zugefallen war; da es hier aber sehr heiss war, so beschlossen diese, die ungünstige Wohnstätte zu verlassen, und sandten eine Kriegsschaar aus, um ein Land zu suchen, wo sie sich niederlassen könnten. Dieses dreissig Tausend Mann starke Heer fiel in Tyrhhenien ein und verheerte das Gebiet der Clusier u. s. w. Diodor setzt, wie Niebuhr bemerkt, ganz unmittelbar vor die Einnahme Roms (Ol. 97) den Zug der Kelten über die Alpen, scheint aber mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, indem er angibt, dass die Senonen sich früher an der Adriatischen Küste niedergelassen und erst, nachdem sie gefunden, dass dieses Land zu heiss oder vielmehr ungesund sei, hätten sie den Entschluss gefasst, andere Wohnsitze zu suchen. Alles das kann sich unmöglich ganz unmittelbar vor der Einnahme Roms zugetragen haben; es muss eine geraume Zeit verflossen sein, ehe die Länderstrecke zwischen den Alpen und dem Padus wie auch am rechten Ufer dieses Flusses von den verschiedenen Keltenstämmen in Besitz genommen und so bevölkert wurde, dass für den Stamm der Senonen daselbst kein Raum mehr übrig geblieben, und derselbe gezwungen war, sich an der ungesunden adriatischen Küste niederzulassen. Aus der allerdings verworrenen Angabe Diodors geht jedenfalls hervor, dass die Senonen die letzten keltischen Einwanderer waren, welche zu jener Zeit in die Po-Ebene hervorbrachen, da sich in dieses schöne Land die früher eingewanderten Keltenstämme bereits getheilt und daselbst ihre Wohnstätten gegründet hatten. Ueberdies muss bemerkt werden, dass Livius, ein Zeitgenosse des Diodor, schwerlich die Worte niedergeschrieben hätte: „eos, qui oppugnaverint Clusium, non fuisse qui primi Alpes transierint, satis constat“,

wenn zu seiner Zeit die Meinung allgemein geherrscht hätte, dass, wie Diodor angibt und Niebuhr behauptet, die erste Einwanderung der Kelten über die Alpen ganz unmittelbar vor der Einnahme Roms stattgefunden hätte.

f) Ein besonderes Gewicht legt Niebuhr auf das Zeugniß des Trogus Pompejus: „Ganz unverkennbar,“ schreibt Nieb., „dachte sich Trogus Pompejus den Gang dieser Begebenheiten und dessen Dauer ebenso: seine Stimme bedeutet hier um so mehr, da er aus einem gallischen oder doch den Galliern benachbarten Volke abstammte. Nach seiner Erzählung waren sie, dreimalhunderttausend an der Zahl, ausgezogen: von diesen blieb ein Theil in Italien, und dieser eroberte Rom, ein anderer wandte sich an den illyrischen Busen des adriatischen Meeres, bahnte sich einen Weg durch die widerstrebenden Völker — — und nahm Pannonien ein.“ (Nieb. II. 577.) Die Stelle des Trogus Pompejus (Just. XXIV, 4), auf welche sich Nieb. beruft, beginnt mit den Worten: „Galli abundante multitudine cum eos non caperent terrae, quae genuerant, trecenta milia hominum ad sedes novas quaerendas, veluti ver sacrum, miserunt.*) Ex his portio in Italia consedit, quae et urbem Romanam captam incendit; et portio Illyricos sinus, ducibus avibus — per strages barbarorum penetravit, et in Pannonia consedit.“ Aus diesen Worten geht keineswegs hervor, dass die Gallier gleich nach ihrem Einfalle in Italien gegen Clusium und Rom vorgedrungen waren, sondern es wird blos soviel angedeutet, dass ein Theil der Gallier sich in Italien niedergelassen habe, und selbstverständlich dass von diesen Stämmen Rom erobert worden sei, nicht aber von jenen, welche sich, Alles rings verheerend, gegen Norden gewendet und in Pannonien niedergelassen hatten. Die Zeitepochen der einzelnen Begebenheiten werden hier nicht aus einander gehalten; es ist eine allgemeine, summarische Angabe über die Einwanderung der Kelten und über die Vorfälle, welche sich an diese knüpften. Ausführlicher berichtet aber Trogus Pompejus an einer anderen Stelle (Just. XX, 5) über den ersten Auswanderungszug der Kelten, indem er schreibt: „Dionysium ge-

*) Der Ausdruck: ver sacrum, Frühlingsopfer, lässt vermuthen, dass Trogus unter jener gallischen Volksschaar den ersten Zug der Auswanderer verstanden habe, denn die Gesammtmasse der Kelten, die Italien überschwemmt hatten, würde er schwerlich ver sacrum genannt haben.

rentem bellum legati Gallorum, qui ante mensem Romam incenderant, societatem amicitiamque petentes adeunt His autem Gallis causa in Italiam veniendi sedesque novas quaerendi intestina discordia et assiduae domi dissensiones fuere: quarum taedio cum in Italiam venissent, sedibus Tuscos expulerunt; et Mediolanum, Comum, Brixiam, Veronam, Pergamum, Tridentum, Vicentiam condiderunt.“ Aus dieser Stelle ergibt sich vor Allem, dass zur Zeit des Livius und seines Zeitgenossen Trogus Pompejus mehrere von einander mehr oder minder abweichende Traditionen über die Einwanderung der Kelten in Italien kursirten. Nach der einen, von Livius weitläufig angeführten Ueberlieferung war die Ursache des Auszuges der Gallier die Uebervölkerung ihres Stammlandes, und auf diese Tradition scheinen auch die oben angeführten Worte des Trogus Pompejus: „Galli abundante multitudine, cum eos non caperent terrae, quae genuerant . . .“ hinzudeuten; nach der andern Tradition, die Trog. Pomp. im XX. Buche anführt, waren es innere Zwistigkeiten (intestina discordia et assiduae domi dissensiones), welche die Auswanderung eines Theils der Gallier veranlassten. Nach der ersten von Livius benützten Sage sollen die Gallier blos Mediolanum gebaut haben, während Trogus Pomp. aus der zweiten Ueberlieferung die Sage schöpfte, dass dieselben ausser Mailand auch noch Como, Brixen, Verona, Bergamo, Trident und Vicenza gegründet hätten. Eine dritte die Einwanderung der Kelten in Italien betreffende Tradition, welche später besprochen werden soll, führt überdies noch Polybius an; hier glaube ich vor Allem auf den argen Widerspruch hindeuten zu müssen, in welchen Niebuhr mit Trogus Pomp., einem Zeugen, dessen Glaubwürdigkeit er so hoch erhebt, gerathen ist. Trog. Pomp. berichtet, dass die Gallier, nachdem sie die Tusker aus ihren Sitzen vertrieben, daselbst sieben Städte gegründet; in eine spätere Zeit fällt selbstverständlich der Zug der Senonen gegen Clusium, und die Einnahme Roms.

Da nun Niebuhr behauptet, dass die Kelten von den Alpen bis nach Clusium in einem Zuge vorgedrungen waren, so müsste er, um die Glaubwürdigkeit seines Gewährsmannes aufrecht zu erhalten, auch annehmen, dieselben hätten in Einem Zuge, in Einem Anlaufe, Mediolanum, Brixia, Verona, Pergamum, Tridentum und Vicentia aufgeführt. Warum hat Niebuhr eben diese Stelle des Trog. Pomp., dessen Glaubwürdigkeit er so hoch achtet, mit Stillschweigen über-

gangen? Wahrscheinlich darum, weil Trogus vollkommen mit Livius darin übereinstimmt, dass die Kelten, nachdem sie die Alpen überstiegen, Mailand und andere Städte gegründet hatten, wozu doch eine geraume Zeit nothwendig gewesen, und dass sie somit nicht in Einem Zuge auf Clusium und Rom losgestürmt waren. Niebuhr, der den Worten des Livius keinen Glauben beimisst, hätte daher früher die Unzulässigkeit der Angaben des Trogus über die Gründung jener Städte durch die Gallier nachweisen müssen, bevor er diese Worte niedergeschrieben: „Ist es möglich, dass Jemand, damit Livius' Angabe gelte, sich im Ernst überrede, das nämliche Volk, welches, nachdem es die Apenninen überstiegen hatte, in Einer Bewegung von Clusium bis Rom vordrang, und dann ferner in Einem Zuge, mitten durch die wehrhaftesten Völker Italiens und ihre unwegsamen Gebirge bis nach Apulien, habe zwei Jahrhunderte zugebracht, um sich schneckenmässig von den Alpen bis an den Po fortzubewegen? So langsam erweitert wohl ein Staat durch ausgesandte Heere seine Grenzen; ein Volk, welches mit Weib und Kindern seine Heimat verlassen hat, wie die Kimbern und Helvetier, muss weitläufige Landschaften überströmend einnehmen, oder es geht unter.“ (Nieb. Röm. Gesch. II, 579.) Es wäre wohl überflüssig, das Gewagte und Uebertriebene, das dieser Passus enthält, weitläufig nachzuweisen: dieses bei Seite lassend, wollen wir noch die Angaben eines Historikers vernehmen, der unmöglich aus Livius geschöpft haben konnte, aus dem einfachen Grunde, weil er wenigstens 100 Jahre vor Livius sein Werk niedergeschrieben, nämlich die Angaben des Polybius. Das Zeugniß dieses grossen Geschichtschreibers und Staatsmannes berührt Niebuhr nur leise und nebenbei, indem er schreibt: „Ganz unmittelbar vor der Einnahme Roms setzt Diodor die Einwanderung der Kelten über die Alpen. — — — Dass zwischen denselben einige Zeit verflossen war, deutet Polybius an, aber auch nur einige.“ Wir wollen nun die betreffende Stelle des Polybius, auf welche sich Niebuhr beruft (Pol. II, 17), etwas näher ins Auge fassen. Polybius berichtet: „Die Ebenen der Lombardei bewohnten vor Zeiten die Etrusker — — — mit diesen standen wegen der Nachbarschaft die Kelten im Verkehr; da diese nun wegen der Schönheit des Landes jene beneideten, so überfielen sie mit einem grossen Heere ohne rechten Grund die Etrusker, vertrieben sie aus dem Lande am Padus und

bemächtigten sich selbst dieser Ebenen. In dem ersten östlich vom Padus gelegenen Landstriche liessen sich die Laer und Lebekier, und diesen zunächst die Isombrer (Insubrer) nieder, welche das grösste Volk unter ihnen sind; sodann diesen zunächst die Gonomanen (Kenomanen). In den weiter nach dem Adria zu gelegenen Theilen behauptete sich ein anderes sehr altes Volk, Venerer mit Namen. — In dem Lande jenseits des Padus, am Apemnin liessen sich zuerst die Ananen, und nach diesen die Boier nieder, zunächst diesen an dem Adria die Lingonen und zuletzt am Meere die Senonen.“ *) Darauf schildert Polybius die überaus einfache Lebensweise dieser Völker, indem er berichtet, dass die Kelten auf Streu schliefen, in unbefestigten, offenen Ortschaften wohnten, dass Fleisch ihre hauptsächlichste Nahrung bildete, und dass sie nichts Anderes, als was zum Kriege und zum Ackerbau gehörte, kannten, dass bei ihnen die Kunst völlig unbekannt und das Vermögen der Einzelnen Vieh und Gold gewesen war, welches sie bei allen Unglücksfällen leicht überallhin mitnehmen konnten, und fährt sodann in seinem Berichte fort: „Im Anfang beherrschten sie nicht bloss das Land (welches sie eroberten), sondern hatten sich auch viele der benachbarten Völker unterworfen, die sie durch ihre Kühnheit in Schrecken gesetzt hatten. Nach einiger Zeit besiegten sie in einer Schlacht die Römer und die Bundesgenossen derselben, verfolgten die Fliehenden und eroberten drei Tage nach der Schlacht Rom mit Ausnahme des Capitols.“ **)

Bei genauer Prüfung des vorliegenden Berichtes ergibt sich, dass zuerst das an das Keltenland gränzende Gebiet nach Polybius die Laer und Lebekier einnahmen, weiterhin gegen Osten schlossen sich denselben die Insubrer und sodann die Kenomanen an. Die Sitze der letzteren erstreckten sich bis zu dem bereits früher

*) *Τὰ μὲν οὖν πρῶτα καὶ περὶ τὰς ἀνατολὰς τοῦ Πάδου κείμενα Λαίοι καὶ Λεβέκιοι, μετὰ δὲ τούτους Ἰσομβρες κατώκησαν, ὁ μέγιστος ἔθνος ἦν αὐτῶν. ἕξῃς δὲ τούτοις παρὰ τὸν ποταμὸν Γονομάνοι. — — τὰ δὲ πέραν τοῦ Πάδου, τὰ περὶ τὸν Ἀπέννινον, πρῶτοι μὲν Ἄνανες, μετὰ δὲ τούτους Βοιοὶ κατώκησαν, ἕξῃς δὲ τούτων ὡς πρὸς τὸν Ἀδριαν Ἀίγλωνες, τὰ δὲ τελευταῖα πρὸς δαλάττη Σήρωνες. Pol. II., 17.*

**) *τὰς μὲν οὖν ἀρχὰς οὐ μόνον τῆς χώρας ἐπεκράτησαν, ἀλλὰ καὶ τῶν σύγγενος πολλοὺς ὑπηκόους ἐπεποίησαν, τῇ τόλμῃ καταπεπληγμένοι· μετὰ δὲ τινα χρόνον μάχῃ νικήσαντες Ῥωμαίους καὶ τοὺς μετὰ τούτων παραταξαμένους, ἐπόμενοι τοῖς φεύγουσι τρισὶ τῆς μάχης ἡμέραις ὕστερον κατέσχον αὐτὴν τὴν Ῥώμην πλὴν τοῦ Καπετωλοῦ. Pol. II., 18.*

dasselbst ansässigen Volke der Veneter, welches von den Kelten in Besitze seines Gebiets nicht gestört wurde. Dafür ergoss sich der Strom der späteren keltischen Einwanderer über das rechte Ufer des Padus, wo sich zuerst (*πρωῶτοι*) die Ananen, nach diesen die Boier, dann zunächst diesen (*ἐξῆς δὲ τούτων*) am Adria die Lingonen und endlich (*τὰ δὲ τελευταῖα*) am Meere die Senonen niedergelassen hatten.

Wir entnehmen übrigens aus der Schilderung des Polybius, dass derselbe aus einer anderen Quelle als Livius geschöpft, indem er ausser den bei den letzteren angeführten Keltenstämmen, die sich in die Padusebene getheilt, auch noch die Laer, Lebekier und Ananen angeführt, welche von Livius nicht genannt werden.

Polybius schildert sodann die überaus einfache, ja rohe Lebensweise der am Padus angesiedelten Kelten. Offenbar werden hier die primitiven Verhältnisse des Keltenvolkes, wie sie bei demselben zwei Hundert Jahre vor der Schlacht an der Allia gewaltet, geschildert, denn diese Angaben stechen bedeutend ab von den historischen auf die Gallier, welche Rom belagerten, sich beziehenden Reminiscenzen. Plutarch (Camillus 18) spricht von den glänzenden Rüstungen der Gallier, welche Rom eroberten, und erwähnt (Cam. 41), dass dieselben bereits mit eisernen Schwertern bewaffnet waren. Ueberflüssig wäre es übrigens die bekannte Stelle Virgil's anzuführen, der den prunkvollen Schmuck und die bunte Bekleidung der das Capitol erklimmenden Gallier mit lebhaften Farben schildert. — Endlich berichtet Polybius, dass die Kelten nicht bloss die Länder am Po in Besitz genommen, sondern auch die benachbarten Völker sich unterworfen hatten. Nach Erwägung all dieser Verhältnisse wird man schwerlich der Behauptung beipflichten können, dass zwischen dem ersten Einfall der Kelten gar keine oder nur einige Zeit verflossen war, d. h. dass die Kelten in Einer Bewegung vom Padus nach Clusium und Rom, wie Niebuhr angiebt, vorgedrungen waren. Zwischen dem ersten Einbruche der Gallier in die Lombardei und der Ansiedelung der einzelnen Volksstämme daselbst, wie auch zwischen der Unterwerfung der benachbarten Völker unter die gallische Zwingsherrschaft und ihrem Zuge nach Clusium muss doch eine ziemlich geraume Zeit verflossen sein.

Endlich wird nicht bloss von Niebuhr, sondern auch von

Zeuss (Die Deutschen usw. 165) dem Livius der Vorwurf gemacht, derselbe sei mit sich selbst in Widerspruch gerathen, indem er die Gallier, welche gegen Clusium heranzogen, *novi accolae Etruriae, gens inusitata, nova* — *inauditus hostis* etc. nennt. Fasst man jedoch die Stellen bei Livius, in welchen jene so hart gerügten Bezeichnungen auftauchen, näher ins Auge, so gewinnt die Sache ein ganz anderes Aussehen. In der Antwort, welche die Römer den um Hilfe gegen die Senonen bittenden Etruskern gaben, heisst es (Liv. V, 17) *novas accolas Gallos esse, in ea parte Etruriae gentem inusitatam*. Die Senonen werden hier neue Nachbarn (*accolae*), ein in jenem Theile Etruriens ungewöhnliches Volk, genannt. Diese Fremdlinge waren also bereits neben den Etruskern (an der adriatischen Küste) angesiedelt, drangen aber noch tiefer in das Gebiet der letzteren ein. Ausdrücklich spricht Livius c. 35, L. V. von den zuletzt über die Alpen vorgedrungenen Senonen (*Senones recentissimi advenarum*), die er daselbst als eine *nova gens* und im c. 37. V. als einen *inusitatus et inauditus hostis* mit Recht bezeichnet, weil in diesen Theil Italiens die keltischen Barbaren noch niemals früher eingedrungen waren.

Aus der hier gegebenen Uebersicht der Quellenangaben stellt sich heraus, dass der Bericht des Livius über die Zeit der Einwanderung der Kelten nach Italien und zum hercynischen Walde nicht in das Gebiet der Fabeln gehöre, sondern auf dem richtigen Sachverhalte gegründet sei. Dieser Ansicht nähert sich Mommsen, indem er schreibt: „Einzelne Einfälle und Einwanderungen mögen sehr früh stattgefunden haben; aber das gewaltige Umsichgreifen der Kelten in Norditalien kann nicht vor die Zeit des Sinkens der etruskischen Macht, das heisst nicht vor die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts der Stadt gesetzt werden.“ *) — Die Gallier belagerten Rom um das Jahr der St. 364; Mommsen setzt das gewaltige Umsichgreifen der Kelten in Italien in die zweite Hälfte des dritten Jahrh. d. St.; der Unterschied zwischen der Zeitangabe des Kelteneinfalles bei Livius, und der von Mommsen angedeuteten Zeitepoche beträgt somit etwa 90 Jahre, wogegen sich nach Niebuhr eine Differenz von wenigstens 210 Jahren ergeben würde. Weil aber Mommsen vermuthet, dass einzelne Einwanderungen der Kelten schon viel früher mögen stattgefunden haben, so ergibt sich, dass derselbe in der Haupt-

*) Mommsen, Röm. Geschichte. I. 210.

sache der Angabe des Livius beipflichtet. Endlich muss hervorgehoben werden, dass Mommsen durch archäologische Motive sich veranlasst fand, auszusprechen: „Es hat lange gewährt, ehe die Kelten den Padus überschritten; womit es zusammenhängt, dass auf dem rechten Ufer desselben das etruskische und umbrische Wesen weit tiefere Wurzeln geschlagen hat, als auf dem früh aufgegebenen linken.“ (Mommsen, Röm. Gesch. I. 83.) Die Ansicht Mommsens, dass die Kelten früher das linke Po-Ufer occupirt, und erst in einer viel späteren Zeit den Padus überschritten, und die am rechten Ufer angesiedelten Etrusker und Umbrier vertrieben hatten, stimmt mit der Angabe des Livius überein, der (V. 35) schreibt: *Poenino deinde Boii, Lingonesque transgressi, quum jam inter Padum atque Alpes omnia tenerentur, Pado ratibus trajecto, non Etruscos modo, sed etiam Umbros agro pellunt.* In eine noch spätere Zeit setzt endlich Livius die Ankunft der Senonen und ihre Ansiedelung an der adriatischen Küste: *Tum Senones-recentissimi advenarum, ab Utente flumine usque ad Aesim fines habuere*, worauf auch die Worte des Polybius: *Τὰ δὲ τελευταῖα πρόσθαλάττη Σήνωνες*, hindeuten. Ist es nun sicher gestellt, dass diese Senonen um 390 v. Ch. Clusium und Rom bedrängten, so kann man mit gleicher Gewissheit annehmen, dass bereits zwei Hundert Jahre früher, wie Livius berichtet, die ersten Keltenschaaren unter Bellovesus nach Italien, und andere Abtheilungen derselben unter Sigovesus zum hercynischen Walde gezogen waren.

Mit der von Livius aufbewahrten Nachricht, dass ein Theil der Kelten in das Hercynische Waldgebiet eingezogen war, stimmt das Zeugniß des Posidonius (Strabo VII. 2) überein: *φησὶ δὲ καὶ (ὁ Ποσειδώνιος) Βοῖους τὸν Ἐρκύνιον δρυμὸν οἰκεῖν πρότερον.* Tacitus berichtet, dass zwischen dem Rhein und Main und dem hercynischen Walde Helveter wohnen, und hinter diesen die Bojer, beide Völker gallischen (keltischen) Ursprungs; sodann folgt bei Tacitus die wichtige Stelle: *Manet adhuc Boihemi nomen, significatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus.* Germ. 28. Der Name: *Hercynia silva* wird bekanntlich bei den Alten bald dem ganzen Gebirgszuge vom Schwarzwald angefangen bis zu den Karpaten, bald bloss einem Theile desselben beigelegt; dass aber Tacitus, wo er des von den Bojern bewohnten Landes jenseits des hercynischen Waldes erwähnt, in der That unser Böhmerland gemeint habe, erhellt aus seinen Annalen

(II. 45), wo Armin den Marobud einen Feigling nennt, der sich in die hercynischen Schlupfwinkel versteckt hatte. Diese vom hercynischen Gebirge umwallte Zufluchtstätte war das Land Böhmen, welches nach Verdrängung der Bojer das Svevenvolk der Markomannen eingenommen hatte, von dem Vellejus Paterculus (II. 108) berichtet: quae gens Marcomannorum — incinctos Hercyniae silvae campos incolebat. Prägnanter noch und alle Zweifel beseitigend wird die geographische Lage Bojohemums und seine Identität mit Böhmen von Vell. Paterculus bezeichnet durch die Worte (II. 109): Eratque (Marobudus) etiam eo timendus, quod, cum Germaniam ad laevam et in fronte, Pannoniam ad dextram, a tergo sedium suarum haberet Noricum. Die Sitze der Bojer reichten bis zur Donau, und dehnten sich tief nach Baiern hin; überdies ergibt sich aus den Berichten der Autoren, dass jener Stamm der Bojer, welche vereint mit den Lingonen am rechten Ufer des Padus sich niedergelassen, im J. 191 vor Chr. von den Römern aus diesem Gebiete vertrieben und gezwungen wurde im Norden eine neue Wohnstätte zu suchen, die er endlich in Pannonien, in der Nachbarschaft der Taurischer fand.

Südlich von den in Böhmen und Mähren angesiedelten Bojern hatten sich die Taurischer, von der Donau bis zu den Carnischen Alpen, niedergelassen, und den südlichen Theil Pannoniens, von der Drau angefangen wie auch die nördliche Hälfte des Illyrischen Dreiecks nahmen die Skordisker gewaltsam in Besitz. Die Skordisker waren ohne Zweifel jener Theil der Kelten, der zur Zeit, als die Senonen gegen Clusium ausgezogen waren, nach Justins Berichte (XXIV. 4) über die Leichen der Barbaren (per strages barbarorum) nach Pannonien vorgedrungen war. Bis zur Zeit Alexanders sassen in Niederpannonien und Moesien die Triballen, daher ist es natürlich, dass bei Herodot noch keine Kelten, sondern Triballen in jener Gegend angeführt erscheinen. Appian (Illyr. 3) berichtet, dass der Stamm der Triballen bis zu den Zeiten des Philippus und Alexander in höchster Blüthe gestanden, dass er aber bald darauf durch die Skordisker bis auf wenige Ueberreste ausgerottet wurde. Auf diese Triballen bezieht sich offenbar die strages barbarorum des Trognus Pomp. Ob nun die Triballen ein Zweig der Slaven waren, die bereits, wie Šafařík vermuthet, vor dem gewaltsamen Einbruche der Kelten jene Landstriche bewohnten, müsste allerdings erst bewiesen werden. — Die Nachbarn

der in Böhmen und Mähren angesiedelten Bojer waren im Nordosten die Ombrenen. Wahrscheinlich waren diese ein Theil der grossen Völkerschaar, die mit Sigoves gegen Osten ausgezogen war. Der Strom dieser Auswanderer breitete sich weiter gegen Osten aus, und die Stämme derselben liessen sich unter den Namen der Gothinen, Sidonen, Bastarnen, Anartophracten und Peuciner längs den Karpaten in Oberungarn, Gallizien, Siebenbürgen, in der Moldau, Wallachei und Bessarabien bis zum Bug (Hypanis) nieder. *) — Somit finden wir, die historischen Angaben verfolgend, eine fast ununterbrochene Kette keltischer Völkerschaften, die sich vom atlantischen Ocean durch Mitteleuropa bis beinahe zum euxinischen Pontus hinzog. Dieses Ergebniss der historischen Forschung wird auf überraschende Weise durch die Resultate archäologischer Untersuchungen bestätigt. So weit nämlich die von der Geschichte nachgewiesenen Sitze der Kelten in Mitteleuropa reichen, so weit reichen die Fundstätten der Bronzeobjecte der älteren Legirung (im beil. Verhältniss des Kupfers zu Zinn wie 10 : 1), d. i. der Schwerter, Lanzen, Kelte, Messer, Spangen, Ringe usw. von edler Bronze. Oestlich von dieser durch das Zeugniß der Geschichte constatirten Gränze werden aus den Grabstätten der Vorzeit bloss Gegenstände von Stein, Eisen und Schmuckobjecte von Bronze der späteren Messingähnlichen Legirung gehoben. Zu den grössten archäologischen Seltenheiten gehört der Fund eines Keltens oder eines Palstabs von Bronze in der ungeheueren Landstrecke von den Karpaten und der Weichsel bis zum Ural, und vergeblich würde man in den zahlreichen archäologischen Publicationen der Russen und Polen nach Berichten über Fundobjecte dieser Art forschen. Ueber diese, für die Urgeschichte unseres Erdtheiles wichtige Thatsache, welche, in soweit mir bekannt, bisher noch nirgends berührt wurde, wird in meinem Werke über die Urzeit Böhmens ausführlich gehandelt werden. Hier glaube ich nur vorläufig andeuten zu müssen, dass nach meinem Dafürhalten ein grosser Theil jener in den alten Keltenländern gefundenen Bronzeobjecte phönicißches und altitalisches Fabricat sei, während gewichtige Gründe dafür sprechen, dass späterhin nach jenen Vorbildern ähnliche Bronzegegenstände auch in Mitteleuropa von den Kelten verfertigt wurden.

*) Vergl. Šafařík's Starožitn. Okr. I. č. III. §. 17.

Um Missverständnissen vorzubeugen, glaube ich bemerken zu müssen, dass Bronzeobjecte der antiken Legirung nicht als ausschliessendes Eigenthum des keltischen Stammes zu betrachten sind. Gegenstände dieser Art kommen bekanntlich nicht bloss in Italien und Griechenland, sondern auch und zwar häufig im Norden Deutschlands, in Dänemark und im südlichen Schweden vor, ja Bronzeobjecte, genau derselben Form und Legirung, wie jene, die man in Italien, Frankreich, England, Böhmen und in Siebenbürgen findet, wurden an vielen Stellen der Küste Finnlands ausgegraben, während man im Innern dieses Landes, eben so wie in Polen und Russland bloss Werkzeuge und Waffen von Stein und Eisen antrifft. *) Daraus ergibt sich, dass die Bronze als Handelsartikel von den südlichen Völkern dem Norden Europas zugeführt ward, und dass die in diesen Gegenden aufgefundenen Bronzeobjecte auf die Spuren uralter Handelsverbindungen hinweisen. Welche Consequenzen aus dem Umstande, dass der Osten Europas keine Denkmale dieser Gattung aufzuweisen hat, für die älteste Ethnographie und Culturgeschichte des europäischen Ostens sich ergeben, leuchtet von selbst ein.

In griechischen und römischen Quellenschriften tauchen nur wenige und vage Andeutungen über die Bojer, welche sich in dem vom hercynischen Waldgebirge unwallten Bojohemum niedergelassen hatten, auf. Strabo berichtet, sich auf das Zeugniß des Posidonius berufend, **) die Cimbrer hätten auf ihrem Verwüstungszuge die Bojer, welche den hercynischen Wald bewohnten, angegriffen, wären aber von denselben geschlagen und gegen den Ister gedrängt worden (im J. 115 v. Chr.). Darauf zogen die Cimbrer zu den Skordiskern, wandten sich sodann in das Gebiet der Taurischer und von diesen zu den Helvetern; mit diesen vereint warfen sie sich auf Italien, wurden aber von Marius und Catullus (101 v. Chr.) bei Vercelli geschlagen und grösstentheils vernichtet. Die Schlacht, in welcher die Cimbrischen Räuberhorden von den Bojern besiegt wurden, fiel wahrscheinlich im heutigen Mähren vor, weil der Strom der geschlagenen Cimbrer sich gegen die Donau, und sodann zu den Skordiskern, im Süden Pannoniens hinwälzte. — Ueber die ferneren Schicksale der hercynischen Bojer gewähren die alten Quellenschriften sonst keine Andeutung, bis auf

*) Vergl. Finska Fornlemningar, of H. J. Holmberg, im: Bidrag till Finlands Naturkännedom, Etnografi och Statistik. 9 Hft. Helsingfors 1863.

**) Strabo Geogr. VII. 2.

Julius Caesar, der in seinen Commentaren über den Gallischen Krieg berichtet, dass in dem Kampfe der Römer mit den Helvetern die Bojer ihren Stammverwandten Hilfe geleistet hatten. Nachdem Caesar die Helveter und ihre Bundesgenossen bei Bibracte geschlagen, gestattete er auf die Fürbitte der Aeduer, dass die übriggebliebenen Bojer, weil sie durch Tapferkeit besonders sich ausgezeichnet hatten, im Gebiete der Aeduer sich niederlassen durften. (Caes. Bell. gall. I. 28.) Es entsteht nun die Frage, ob jene bojischen Schaaren aus Bojohemum herbeigezogen waren, um den Helvetern in dem Kriege mit den Römern beizuspringen? Dunkel sind allerdings die wenigen Nachrichten, die sich über jene Vorfälle erhalten haben; aus der Combination derselben gelangen wir aber zu der Schlussfolgerung, dass zur Zeit, da Caesar mit den Helvetern kämpfte (im J. 58. v. Ch.), es gar keine Bojer in Bojohemum gab. Denn Posidonius, welchen Strabo (Geogr. VII. 2.) als Zeugen anführt, berichtet: Die Bojer hätten früher den hercynischen Wald bewohnt; als nun die Cimbrer diese Gegend angriffen, seien sie von den Bojern gegen den Ister gedrängt worden. Posidonius schrieb in der ersten Hälfte des ersten Jahrh. vor Chr., zu jener Zeit war also Bojohemum nicht mehr von den Bojern bewohnt, denn sonst hätte Posidonius unmöglich sagen können, dieselben hätten früher (*πρότερον*) den hercynischen Wald bewohnt.*) Caesar erwähnt, dass die Bojer, welche jenseits des Rheines wohnten, in das Gebiet der Noriker eingedrungen waren und Noreja belagert hatten, worauf sie sich mit den Helvetern gegen die Römer verbündeten. (Bojosque, qui trans Rhenum incolerant, et in agrum Noricum transierant, Noreiamque oppugnant, receptos ad se socios sibi adsciscunt. B. G. I. 5.) — Ohne Zweifel steht der Einfall der Bojer in Noricum und sodann ihr Anschluss an die Helveter mit der Vernichtung der Bojerherrschaft im hercynischen Waldgebiete in naher Verbindung. Denn ebenso wie die Römer zu jener Zeit die südlichen Keltenvölker hart bedrängten, so wurden auch die nördlichen Keltensämme von

*) Damit stimmt Streber (Regenb. Schüss.) vollkommen überein, indem er schreibt: Da Posidonius bereits im J. 60 v. Chr. den Ausdruck *πρότερον* gebraucht, und auch die von Caesar erwähnten Wanderungen der Bojer, die doch sicherlich erst stattgefunden haben, nachdem sie ihre alten Wohnsitze verlassen, eine geraume Zeit in Anspruch nahmen, so müssen sie bald nach dem Jahre 113, (d. i. nach ihrem Kampfe mit den eindringenden Cimbrern) vertrieben worden sein.

den kriegerischen Hermunduren, Markomannen, Lygiern u. a. heftig bedroht, so dass jene, unvermögend einem solchen Andrange Widerstand zu leisten, den Entschluss fassten Bojohemum zu verlassen, und in südlichen Gegenden sich neue Wohnsitze aufzusuchen. Die Bojerschaar, welche sich den Helvetern anschloss, und damals noch nach Caesars Angabe mit Weibern und Kindern 32.000 Köpfe zählte, war wie es scheint ein Theil der bojischen Auswanderer, welcher nach vergeblichen Eroberungsversuchen in Noricum, deren Misslingen einen bedeutenden Verlust an Menschen voraussetzt, sich den Helvetern angeschlossen hatte, um sich jenseits des Rheins neue Wohnsitze mit dem Schwerte zu erwerben. Der Umstand, dass Caesar auf die Fürbitte der Aeduer die Ansiedelung jener tapferen Bojerschaar im Gebiete der Aeduer zwischen den Flüssen Elaver (Allier) und Liger (Loire) gestattete, bestätigt diese Vermuthung; denn wären diese Bojer aus Bojohemum den Helvetern zu Hilfe abgesendet worden, so hätten sie es wahrscheinlich vorgezogen in die Heimat zurückzukehren, als im fernen Lande die von Caesars Gnade ihnen gewährte Wohnstätte zu beziehen.

Wohin der Ueberrest der keltischen Bewohner Bojohemums gezogen, ob er durch das Schwert aufgerieben oder von anderen Völkerwellen verschlungen wurde, vermögen wir nicht anzugeben, denn die Geschichte der Römer, die alleinige Quelle der Völkerkunde jener Zeit, reicht nur so weit, als das Schwert der Römer reichte. Dass aber die gesammte keltische Bevölkerung Bojohemum verlassen hatte, ergibt sich aus der Analogie mit den Auswanderungszügen anderer Keltenstämme. Caesar erzählt (Bell. g. I. 5), dass die Helveter, nachdem sie die nöthigen Vorbereitungen zur Auswanderung getroffen, ihre Befestigungen, zwanzig an der Zahl, vier hundert Dörfer und alle einschichtigen Wohnplätze eingeseichert und den gesammten Getreidevorrath, den sie nicht mitnehmen konnten, verbraunt haben. Dasselbe thaten auch die Stämme der Rauraker, Tulinger und Latobriger, die sich bei dieser Auswanderung den Helvetern angeschlossen hatten. Dieses Verfahren mochten um so mehr die Bojer vor ihrem Auszuge aus Bojohemum befolgt haben, da sie wohl wussten, dass ihrer bisherigen Wohnsitze sich feindliche Völker bemächtigen werden.

Aus dieser Darstellung dürfte somit einleuchten, dass die Bojer

bereits vor der Mitte des ersten Jahrh. vor Chr. jedenfalls vor dem J. 60 Bojohemum verlassen hatten, und aus diesem ergibt sich zugleich, dass die hereynischen Bojer unmöglich Theil nehmen konnten an dem Kampfe des Getenkönigs Boerebista mit jenem Stamme der Bojer, welcher in Pannonien um den Plattensee bis nach Noricum angesiedelt war. Der herrschsüchtige Getenfürst hatte im Vereine mit den Skordiskern diese Bojer am Flusse Patisus (Theis) im J. 48 v. Chr. auf das Haupt geschlagen, und das Land derselben so grausam verwüstet, dass dieses hundert Jahre wüste lag und nicht anders als *deserta Bojorum* genannt wurde. Kritasir war, wie Strabo (VII. 3.) berichtet, der König des von Boerebista vernichteten Bojerreiches. Dass die Ueberreste der pannonischen Bojer sich nach Böhmen geflüchtet, wie in unseren Geschichtsbüchern angeführt wird, ist eine Vermuthung, die gar keine Bestätigung in den Quellenwerken findet. Caesar kennt keine Bojer mehr im Norden der Donau, nur Volcae Tectosages sind ihm als Anwohner des hereynischen Waldes bekannt. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Baimi, welche Ptolomaeus zwischen die Donau und die Luna silva setzt, Bojer waren, die in dem von der March und Donau eingeschlossenen Winkel ihre Zufluchtsstätte gefunden hatten. *)

Endlich muss auf den Umstand hingewiesen werden, dass bei keinem alten Historiker von einem Conflict Marobuds mit den in Bojohemum angesiedelten Bojern irgend eine Erwähnung vorkommt. Strabo berichtet (VII. 1): Hier ist auch der hereynische Wald und das Volk der Sveven, welche zum Theile auf dieser Seite des Waldes wohnen, wie die Kolduer (Kvaden?), in deren Lande der Königssitz Marobuds Buiaimon liegt, nach welchem Orte dieser unter mehreren Anderen auch seine Stammgenossen, die Markomannen versetzte. **,

*) Diese Baimoi hält Zeuss^d (d. Deutsch. 118) für ein deutsches Volk, und zwar für Sueben, welche nach dem Sturze der beiden Gewalthaber, des Marobud und Catualda, in die Gegend zwischen den Flüssen Marus und Cusus verpflanzt wurden.

**) *ἔστι καὶ τὸ Βουτταίμων, τὸ τοῦ Μαροβούδου βασιλείου, εἰς ὃν ἐκεῖνος τόπον ἄλλους τε μετανέστησε πλείους, καὶ δὴ τοὺς ὁμοεθνεῖς ἐαυτῷ Μαροκομάνους.*— Zeuss (die Deutschen S. 116) bemerkt dabei: „Bei Ptolomäus ist aus *Βουτταίμων* ein Volk *Βαινοχαῖμαι* (*Βονοχαῖμαι*) erwachsen und durch ein zweites Missverständniss als ein von den Markomannen verschiedenes aufgeführt. Der Name ist durch ein eingeschaltetes *ν* entstellt, wovon bei Ptol.

Daraus geht hervor, dass Marobud keine Bojer mehr in Bojohemum gefunden, sondern einige Stämme der Sveven, welche derselbe wahrscheinlich mit Gewalt dahin brachte, seiner Oberherrschaft sich zu unterwerfen. Dass die bereits früher von svevischen Völkern verdrängten Bojer nach keltischer, von Strabo geschilderter Sitte insgesamt mit Weib und Kind das Land verlassen hatten, bestätigt Tacitus durch die Worte: *Manet adhuc Boihemi nomen, significatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus.* (Germ. 28.) — Daher lässt die Stelle bei Tacitus (Germ. 42): *Praecipua Marcomanorum gloria viresque atque etiam sedes pulsus olim Bois, virtute parta,* nach meinem Dafürhalten keine andere Auslegung zu, als dass Marobud sich mit Gewalt in den Besitz Bojohemums setzte, aus dem schon vor Zeiten die Bojer vertrieben waren.

Wenn man somit die Hypothese nicht gelten lässt, dass unsere Bojer Abkömmlinge der bei der ursprünglichen Einwanderung aus Asien am hercynischen Walde zurückgebliebenen Kelten waren, wofür die Geschichte keinen Anhaltspunkt bietet, sondern annimmt, dass dieselben einen Bestandtheil des von Sigoves geführten Keltenvolkes ausmachten, so würden dieselben vom J. 600 bis etwa 60 v. Chr. somit 540 Jahre Böhmen bewohnt haben, während sie nach der bisher fast allgemein geltenden Annahme vom J. 390 bis 12 vor Chr. d. i. 378 Jahre daselbst angesiedelt gewesen wären.

Die Festsetzung der Einwanderung der Bojer in Bojohemum auf das J. 600 v. Chr. stimmt nicht bloss mit den historischen Quellschriften, sondern auch mit dem Typus und Charakter unserer antiken Bronze- und Münzfunde überein; hingegen würde es überaus schwer, ja beinahe unmöglich gelingen, diese archäologischen Objecte, die greifbaren, unverwüstlichen Denkmale uralten Völkerlebens, mit der Geschichte in Einklang zu bringen, wenn man bei der Ansicht, dass die grosse Keltenbewegung erst im J. 390 v. Chr. stattgefunden, verharren wollte.

noch andere Beispiele vorkommen. Ueber die Sitze der Markomannen erlauben keinen Zweifel die Bestimmungen des Ptolomäus: *ὑπὲρ τὰ Σούδητα ὄρη, Τευριοχαίμαι. ὑπὸ δὲ τὰ ὄρη, Οὐαριστοί εἶτα, ἢ Γάβρητα ὕλη. . . ὑπὸ δὲ τὴν Γάβρηταν ὕλην, Μαρκομανοί. .* Hier ist kein Schwanken und hält eines das andere.

Naturwiss.-math. Section am 20. März 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Pierre, Amerling, Krejčí und v. Leonhardi; als Gäste die HH. Durége, Lieblein, Grünwald und Lippich.

Secr. Weitenweber las eine Abhandlung des Hrn. C. Feistmantel, Hüttenverwalters in Brás: Beiträge zur Steinkohlenflora von Radnic, folgenden Inhalts:

In seiner Bearbeitung der Steinkohlenflora von Radnic in Böhmen lieferte Constantin v. Ettingshausen eine Zusammenstellung sämtlicher bis dahin, sowohl von früheren Forschern, namentlich von Grafen Caspar v. Sternberg und Corda bekannt gemachten, als auch der von ihm selbst in der Umgebung von Radnic aufgefundenen Pflanzenreste. — Diese Zusammenstellung weist, mit Ausschluss der verschiedenen vorgekommenen Früchte und Samen, 115 Species aus. Zugleich ist bei jeder Species die Localität angeführt, an welcher dieselbe in der Umgebung von Radnic bis dahin gefunden worden ist. — Seitdem haben sich mehrere der Pflanzenarten auch an Localitäten gefunden, an denen sie früher nicht bekannt waren.

Nach Bestimmungen, die von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien gemacht und im Jahrbuche derselben (XII. Band, Jahrgang 1861—1862 Seite 142—143) veröffentlicht wurden, sind mehrere Species, die früher bloss im Mošticer Becken bekannt waren, auch im Bráser Becken sichergestellt. Es sind folgende:

- Neuropteris acutifolia *Brong.*
- „ rubescens *Sternb.*
- Sphenopteris acutiloba *Sternb.*
- Cyatheetes arborescens *Göpp.*
- „ oreopteridis *Göpp.*
- Syringodendron pes capreoli *Sternb.*
- Lepidodendron dichotomum *Sternb.*
- „ aculeatum *Sternb.*
- „ Haidingeri *Ett.*
- „ undulatum *Sternb.*
- Lepidophlojos larinum *Sternb.*

Ebenso sind mehrere, früher nur im Mošticer Becken gekannte Species im Becken bei Svina neu aufgefunden worden, und zwar:

Neuropteris Lashii Brong.

Cyclopteris orbicularis Brong.

Cyatheites oreopteridis Göpp.

Pecopteris pennaeformis Brong.

Lepidodendron Haidingeri Ett.

Lepidophlojos larinum Sternb.

Ausserdem ist *Nöggerathia foliosa*, bisher nur von Wranowic aus dem Bräser Becken bekannt, nun auch von Svina in meinem Besitze.

Neben dieser Ergänzung der Local-Flora der einzelnen Localitäten ist dieselbe aber auch durch mehrere, hier früher gar nicht bekannt, gewesene, somit für die Flora von Radnic neue Species bereichert worden; die ebenfalls durch Bestimmungen der k. k. geologischen Reichsanstalt ermittelt, in demselben 12. Bande des Jahrbuches aufgeführt sind.

Diese sind für das Bräser Becken:

Sphenopteris latifolia Brong.

„ *fragilis Brong.*

Cyatheites Miltoni Göpp.

„ *dentatus Göpp.*

Pecopteris silesiaca Göpp.

Sigillaria trigona Sternb.

Knorria Sellonii Sternb.

für das Becken von Svina:

Sphenopteris spinosa Göpp.

Cyatheites Miltoni Göpp.

Sigillaria Sillimani Brong.

endlich für die Localität bei Chomle: *Woodwardites acutilobus Göpp.*

Alethopteris nervosa Göpp.

Mit diesen Entdeckungen ist die Flora von Radnic im Ganzen um 11 neue Species bereichert worden.

Ist diese Bereicherung an und für sich interessant, so ist es nicht minder die Sicherstellung früher nur an einer Localität bekannter Arten auch an anderen Fundorten, weil dadurch die mehr gleichförmige Verbreitung der Species nachgewiesen wird, obwohl man dieselbe erwarten konnte, da gleichzeitige Schichten eine weitere, über mehrere Becken in der Umgebung von Radnic reichende Verbreitung besitzen. So gehören die Schichten des Mošticer Beckens einer und derselben Periode mit einem grossen Theile der im Bräser Becken entwickelten Schichten an, und es war zu erwarten, dass die von Moštic bekannt gewordenen Species im Bräser Becken nicht gänzlich fehlen sollten.

Dagegen gehört die Bildung des Beckens von Svina einer älteren Gruppe an, und es werden sonach durch die Auffindung von, im Mošticer Becken bekannt gewordenen Species, auch in diesem, eine grössere Schichtenfolge gemeinschaftlich durchsetzende Arten constatirt. Neuerer Zeit hat sich *Alethopteris Sternbergi Göpp.* und *Alethopteris muricata Göpp.*, früher nur bei Svina und in dem diesem entsprechenden Schichtencomplexe von Chomle bekannt, ebenfalls im Břaser Becken, und zwar in den der jüngeren Schichtengruppe angehörigen Schieferthonen gefunden.

Interessante neue Entdeckungen stammen aus der letzten Zeit her, und ist durch sie die Flora von Radnic nicht unwichtig vermehrt worden. Die Bestimmungen dieser neu aufgefundenen Species verdanke ich der Güte des Hrn. Prof. Dr. B. Geinitz in Dresden. — Er erkennt in denselben:

Sphenopteris coralloides Gutb.

Caulopteris giganteus L. H.

Sigillaria Knorri Brong.

und eine neue *Sigillaria*-Species, von Herrn Prof. Geinitz nach dem Berichtstatter benannt. Davon stammen erstere Art aus dem Gr.-Lochowicer, die letzteren drei sämmtlich aus dem Břaser Becken. Ferner erkennt Hr. Geinitz bisher noch nicht gekannte Fruchtstände der *Nöggerathia foliosa* und mit Wahrscheinlichkeit Fruchttähren einer *Sigillaria*; beide dem Břaser Becken entnommen.

Der bemerkenswertheste Fund ist aber ein Graminites, ein von Geinitz als solches erkanntes wirkliches Gras. — Die in Bronn's *Lethaea geognostica* unter den Gramineen aufgeführte Art *Poacites* wird dort selbst für die Steinkohlenformation mehr als zweifelhaft erklärt, und so dürfte der Fund von Břas das erste in der Steinkohlenformation vorgekommene und daher das älteste ächte Gras sein.

Der Flora von Radnic sind durch diese Bestimmungen wieder fünf neue Arten und zwei bisher nicht bekannt gewesene Fruchtstände zugewachsen. — Endlich haben sich von früher nicht bekannten Arten vorgefunden:

Adiantites giganteus Göpp. und

eine neue Species *Huttonia*. (?)

Die bereits früher bekannte *Huttonia spicata Sternb.* unterscheidet sich von dieser Art durch bei weitem grössere, deutlich und weit von einander stehende, getrennte schuppenartige Blättchen, welche die

weit grösseren Glieder des Fruchtstandes umgeben, und durch eine in die Spitze zulaufende Aehre. Die neue Art ist nur in wenigen Exemplaren vorgekommen; davon ist das grösste, an dem jedoch das untere Ende der Aehre nicht erhalten ist, $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, fast einen Zoll breit. Die Spitzen der Aehren sind flach abgerundet, fast gleich breit mit der Aehre; diese letztere überhaupt gegen die Spitze zu sich wenig verschmälernd und stets etwas gekrümmt. Die Exemplare sind flach gedrückt, waren mit einer sehr dünnen, staubartigen Kohlenrinde überzogen, die sich nicht erhält und einen nur schwachen Abdruck zurücklässt. — Indessen ist die Gliederung der Aehre deutlich genug erhalten. Die Glieder sind kaum $1\frac{1}{2}$ Linie lang, zeigen undeutliche, auf die Querstreifung senkrecht gestellte etwas erhabene Linien, welche auf, die Glieder umgebende, bracteenartige gekielte Blättchen deuten. Spuren dieser Blättchen sind noch vorhanden; sie sind vom Grunde aus unter einander verwachsen und laufen oben in getrennt neben einander stehende kurze Spitzen aus, welche mit ziemlich langen, nicht steifen Grannen versehen sind; diese sind besonders deutlich an der Seite und der Spitze des Aehrenabdruckes erhalten; sind jedoch nur bei einem einzigen Exemplare deutlich zu beobachten. — Der durch die Verwechslung der einzelnen Bracteen entstandene häutige Rand ist fein gestreift.

Die Charactere dieser Aehren stimmen mit der von Germar (Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün, 7. Heft) beschriebenen und (auf Tab. XXXII. Fig. 1.) abgebildeten Art vollkommen überein, müssen sonach als *Huttonia carinata* Germ. erkannt werden. — Germar konnte eine Verwachsung der Blättchen, obwohl ihm eine solche angedeutet schien, nicht mit Bestimmtheit behaupten. In unseren Exemplaren ist dieselbe deutlich ausgesprochen.

Sowohl *Adiantites giganteus*, als *Huttonia carinata* sind in den Schichten der oberen Gruppe des Bräser Beckens gefunden worden.

Die Flora von Radnic ist demnach seit C. v. Eittingshausen's Zusammenstellung (a. a. O.) um 18 neue Arten und 2 neue Fruchtstände bereichert worden; davon entfallen: 1 auf die Ordnung Calamiteae, 11 auf die Filices, 4 auf die Sigillarineae, 1 auf die Lycopodiaceae und 1 auf die Gramineae.

Mehrere noch unbestimmte Arten liegen vor, und lassen eine weitere Bereicherung dieser Flora hoffen.

Hr. Dr. A. Grünwald (als Gast) hielt einen Vortrag über die imaginären Grössen im Allgemeinen, wobei er einige neue eigenthümliche Definitionen der hieher einschlägigen Terminologie aufstellte, deren weitere Ausführung aber auf ein anderes Mal sich vorbehielt.

Das ausserord. M., Hr. Amerling entwarf in allgemeinen Umrissen eine Skizze der bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Kreise, Böhmens, namentlich in geographischer, naturökonomischer und anthropologischer Beziehung unter den Namen von Naturscenarien.

Eine Fortsetzung des betreffenden Gegenstandes im Speciellen wurde für eine der nächsten Sitzungen vorbehalten.

Im März 1865 eingelaufene Druckschriften.

Wilh. Kaulich Geschichte der scholastischen Philosophie. Prag 1863. I. Theil (vom Hrn. Verfasser).

A. Erman's Archiv für wissenschaftl. Kunde Russlands. Berlin 1865. XXIII. Band 4. Heft.

Poggendorff's Annalen der Physik u. Chemie. Leipzig 1865. Nr. 1.

Magazin der Literatur des Auslandes, von Jos. Lehmann. Berlin 1865. Nro. 9—12.

Atti dell' I. R. Istituto Veneto di scienze etc. Venezia 1864—65. Tom. X. disp. 1, 2, 3.

Centralblatt für die gesammte Landescultur. Prag 1865. Nro. 7.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. Nro. 9.

Hospodářské Noviny. V Praze 1865. XVI. ročník, číslo 9.

Anzeige der Vorlesungen und des Personalstandes am Polytechnischen Institute des Königreiches Böhmen. Studienjahr 1864—65.

Jos. Al. Freih. v. Helfert, Die Schlacht bei Kulm 1813. Wien 1863. (Vom Hrn. Verfasser.)

Dess. Russland und Polen in ihrem politischen und confessionellen Antagonismus. I. Abth. Wien 1861. (Aus der „österreichischen Revue.“)

Archives des missions scientifiques et littéraires. Paris 1864. I. Tome, livr. 2.

Sitzungsberichte der k. bayr. Academie der Wiss. München 1864.
II. 2. Heft.

Journal of the Academy of natural Sciences of Philadelphia.
1863. V. Vol. part 2 and 3.

Denkschriften der kais. Academie der Wiss. in Wien. Math.-
naturwiss. Classe. XXIII. Band. — Philos.-histor. Classe. XIII. Band.
Wien 1864.

Almanach der kais. Academie für das J. 1864. XIV. Jahrgang.

Al. V. Šembera Základové Dialektologie česko-slovanské. Ve
Vídni 1864.

Tabulae codicum manu scriptorum etc. Vindobonae 1864. Vol. I.

Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe XLV. Band. 2, 3. —
XLVI. 1, 2, 3. — Mathem.-naturwiss. Classe. Jahrg. 1864 I. Abthl.
Febr.—Juni, Jahrgang 1863 II. Abtheil. December, Jahrgang 1864
Febr.—Juli.

Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft. Berlin 1864. XVI.
Bandes 3. Heft.

Abhandlungen der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin
Vom Jahre 1863.

Verzeichniss der Abhandlungen gelehrter Gesellschaften usw.
Berlin 1864.

Crelle's Journal für die reine und angewandte Mathematik. Berlin
1865. LXIV. Band, 2. Heft.

Bulletin de la Societé geologique de France. Paris 1864. XXI.
Tome feuil. 14—23.

Notice sur les travaux scient. de Marquis Anatole de Caligny.

Notice historique et critique sur les machines à compression
d'air du Mont Cenis, par le M. Anatole de Caligny. Turin 1860
(Vom Hrn. Verfasser.)

B. Silliman The American Journal of Science. New Haven
1865. Vol. XXXIX.

Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft. Wien 1863. VII.
Jahrgang.

Franc. Mich. Karlinski Hestiae planetae minoris elementa
nova etc. Cracoviae 1865.

Bulletin de la Societé Imp. des Naturalistes de Moscou. 1864.
Nro. 4.

Philosophische Section am 3. April 1865.

Gegenwärtig die Herren Mitglieder: Hanuš, Winařický und Freiherr v. Leonhardi.

Das ordentl. Mitglied Hr. Hanuš sprach über die Wesenheit der slavischen Gottheit Svatovít und der Verbreitung von deren Cultus auch über Böhmen.

Zuerst wendete sich der Vortragende zur Etymologie des Namens Svatovít. Dieser Name hatte schon manigfache Deutungen erfahren, da namentlich die Sylbe Vít von mehreren Stämmen oder Wurzeln ableitbar ist. In der Deutung des Wortes Svatý in „Swantovitus“ stimmen alle Etymologen überein, es mit dem altslavischen svętz conferirend, dessen Bedeutung: heilig, in den Compositis aber auch: vollständig, stark, gross u. dg. ist, wie denn auch das deutsche Wort heilig ursprünglich so viel, wie heil (sal), ganz, kräftig bedeutet. Das Wort Vít wurde aber bald zum Worte vítěz, altslav. vit-ęzъ, Sieger, bald zum altslav. Worte vit-ija, Redner bezogen, wodurch Svatovít entweder zum heiligen, mächtigen Sieger oder zum heiligen, machtvollen Redner (als Orakelgott) wurde. Doch sind diese beiderlei Bedeutungen nur abgeleitete und weichen den beiden ursprünglichen, die in unseren Tagen von den Wurzeln selbst hergenommen werden; denn einige Mythologen leiten den Namen von vit, leuchten, Licht (böhm. vit-ice, Kerze), andere von vęt, athmen, bewegen, Luft, ab, wobei die ersteren Svato-Vít d. i. heiliges, mächtiges Licht als den Sonnen-gott betrachten, während er den Andern heilige, reine Luft, sohin Luftgott und conform dem deutschen Wuot-an, Odhin, ist. Von rein etymologisch-grammatischer d. h. bloss formeller Seite scheint die eine Herleitung eben so wie die zweite gleich berechtigt zu sein, da man den Namen Vít selbst nicht in der alterthümlichsten Form, sondern zumeist nur in den Chroniken Helmold's und Saxo Grammaticus, die dem 12. Jahrh. entstammen, und in den Vacerad'schen Glossen der Mater Verborum vom J. 1302, dort als Swantovitus, hier als suatouyt, zuatouit, suatouit verzeichnet findet. Zur Begründung der Etymologie müssen sohin andere historische Notizen, die sich über Svatovít erhalten haben, herbeigezogen werden, wohin namentlich die Beantwortung der Frage gehört, ob Svatovít ein allgemein slavischer Gott, oder nur ein Localgott, namentlich

der Elbeslaven im 11. oder 12. Jahrhunderte war. Mag er nun aber entweder der Sonnengott oder der Luftgott gewesen sein, so ist es sicher, dass er ein allgemein-slavischer Gott war, da diese beiden Göttergestalten in keinem Götterkreise der indisch-europäischen Völkerfamilie fehlen können, wenn er auch etwa nicht bei allen Slaven nur unter diesem Namen verehrt worden sein mag; ja es muss behauptet werden, dass er überall im Götterkreise eine hervorragende Stelle einnahm, wobei es sich wiederum darum rechten liess, ob er überall die erste Stelle einnahm, da gewiss die Mythologien der einzelnen slavischen Völker nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich bedeutend verschieden waren. Aber fehlen konnte er nirgends, dies kann man aus den schlagenden Analogien der indoeuropäischen Sprachen- und Sagenkreise mit Sicherheit folgern. Dass sein Name sich nicht überall, sondern nur bei den westlichen Slaven (den Elbeslaven und Böhmen) erhielt, ist durch die Ungunst der Zeiten entstanden, die so vieles culturhistorisch wichtige verschlang: die Wurzeln seines Namen leben aber bei allen Slavenvölkern bis zur Gegenwart. Das Auffallende, dass er unter den vielen erhaltenen Namen russischer Götter sich nicht befindet, ist kein fester Gegenbeweis, aus dem eben berührten Grunde, und mythologisch hindert nichts, seine Wesenheit hinter dem verbreiteten slavischen Götternamen Volos, Veles zu vermuthen, der in russischen Quellen dem Götternamen Perun so gerne an die Seite gesetzt wird, in welchem Namen Volos oder Vološ sich sogar etymologisch der griechische Göttername Ares erhalten haben kann. Auch Vacerad glossirt Mavors, Mars mit Svatovit. Dass jedoch Vacerad den Namen Svatovit nicht den polabischen Chroniken entnahm, wie gleichfalls schon behauptet wurde, um die Verehrung Svatovit's in Böhmen bestreiten zu können, folgt schon aus dem Umstande, dass ihn Vacerad nicht in der polabischen Form mit dem ausgesprochenen Nasallaute, wie er getreu gewiss gethan hätte, sondern in der böhmisch-nationalen Gestalt ohne jeden Nasallaute und zwar dreimal in seinen Glossen, einmal sogar mitten im Texte wiedergibt. Hätte Vacerad, der so viele böhm. Götternamen uns erhalten, die polabischen Chroniken überhaupt zu seinem Musterbilde vor sich gehabt, so hätte er auch andere polabische Götternamen unter seinen Glossen angeführt, was nicht geschah. Der Namen Veles, den wieder die Polaben

nicht kennen, kennt er als Pan, ein Beweis, dass er dessen ehemalige hohe Bedeutung noch ahnte, obwohl er von seinem Verhältniss zu Svatovit nichts mehr weiss, was gewiss nicht Wunder nehmen kann, wenn man bedenkt, dass er erst im J. 1302 schrieb, da selbst mitten im Heidenthum die inneren Wechselbeziehungen der vielnamigen und vielgestaltigen Götter wohl nur wenigen bekannt waren. Gegen die Ableitung des Namens Vit von vitice, Kerze, erhebt sich dazu noch ein etymologisches Bedenken. Allerdings heisst altböhmisch vitice, Leuchte, lucina: allein es ist fraglich, ob darin die Wurzel Vit in der Bedeutung des Lichtes ruhe, da diese von den slavischen Etymologen in die Wurzel si, im altslav. si-jati, leuchten, glänzen, pro-sin-ec, Lichtmonat, svit-ati, leuchten, Licht verlegt wird. Vitice, die weibliche Form von vitec, svitec, kann ursprünglich auch nur das gewundene bedeutet haben, da man Holzgeflechte eben so als Brenn- und Lichtstoff benützen konnte, wie man es mit Spänen amoch thut. Heisst es ja doch in der Königinhofer Handschrift ausdrücklich: „vsie dřiezhy, lúčky sežžech“, ich habe alle Späne und alles Kienholz verbrannt, als das harrende Mädchen vergebens ihren Geliebten bis zum Morgenanbruche erwartete; wenn es nicht etwa vorzuziehen ist, hier lúčky in der ursprünglichen Bedeutung von Leuchte zu nehmen (Wurzel luk, altslav. luča, radius) und: ich habe alle Späne, die leuchtenden, verbrannt, zu übersetzen. In der That heisst vitica serbisch noch heutzutage das gewundene, z. B. ein Fingerring, eine Haarlocke, und russisch vitvina eine Gerte zum Flechten, ein Zweig, wie böhmisch většina, větev. Für die Etymologie des Wortes Vit von vě, flare, spirare, woher das allen Slaven bekannte Wort altslav. větrъ für vě-tr-ъ, Luft, Wind (cf. Winter) gleichfalls stammt, spricht aber der historische Umstand, dass Saxo Grammaticus in seiner Chronik beim Cultus des Svantovit ausdrücklich sagt: „Der Hohepriester, dem es allein gestattet war, das Adyton des Gottes zu betreten, musste den Tag vor dem Feste das Heiligthum sorgfältig reinigen und zwar so, dass er, wenn ihm das Bedürfniss zu athmen kam, hinausgehen musste, weil er innerhalb des Ortes nicht ausathmen durfte, damit die Gegenwart des Gottes durch den menschlichen Hauch nicht verunreinigt würde.“ Diese Nachricht passt denn doch nur auf den Gott der reinen, heiteren Luft, keineswegs aber auf den Sonnengott; darauf weiset auch

dessen Vierköpfigkeit nach den 4 Weltgegenden, da der Sonnengott nur 2 Weltrichtungen (Ost - West) beherrscht, darauf das Sattelzeug in seinem Tempel, darauf das weisse Pferd, worauf der Gott Nachts gegen seine Feinde kämpfte, da doch von einer Wirksamkeit des Sonnengottes in der Nacht kein Mythos sprechen wird, wohl aber von der Wirksamkeit des Luftgottes, die in der Sage vom Wuotans-Heere d. i. vom wüthenden Jäger in ganz Europa noch heute fortlebet. In den Sagen aller slavischen Völker kömmt dessen mythische Gestalt gleichfalls vor, z. B. in den häufigen Varianten von den drei Schwägern, dem Könige des Mondes, der Sonne und der Luft, wobei immer der Luftkönig es ist, der den besten Rath zu ertheilen im Stande ist, da er überall, auch dorthin zu dringen vermag, wohin der Sonne und dem Monde der Zugang unmöglich wird. Auch der polabische Svato vit war ein mächtiger Orakelgott und zwar einer der berühmtesten, wie die Chronikenschreiber ausdrücklich erwähnen, ja sein Name Vit erscheint eben so in dem slav. Namen vět-ръ, Wind, wie in den Worten altslav. věti, Redner, větъ, Versprechen, Vertrag und dgl. Nach H. Jireček's altböhm. Rechte ist vítěz auch Rechts- und Gesetzkundiger, welches Wort Vacerad schon mit heros glossirt, und der mythische Ausdruck: věščby vítězovy in der Grünberger Handschrift, d. i. Wahrsagungen des Vítěz, hat zweifelsohne eine Beziehung auf diese mythische Grundlage. Es ist auch gewiss nicht gering anzuschlagen, dass die ersten Heidenbekehrer den heiligen Vitus, den heiligen Veit hauptsächlich des Namens halber an die Stelle des alten heiligen Vít zu substituiren trachteten; da sonst keinerlei innere Beziehungen zwischen dem den Slavenvölkern ganz fremden heiligen Veit und dem mächtigen, alten Svato Vit stattfanden, wie denn auch die Gründung der Kathedrale zu Prag unter dem Namen des hl. Veit eine Verehrung des alten Vít in der Heidenzeit auf den Höhen des Hradschin vermuthen lässt. Trotz dem, dass dort schon zwei ältere Kirchen stunden, die Marienkirche nämlich und die Kirche des hl. Georg, ward doch diese Veitskirche die Kathedrale des Landes. Die Sagen, die ehemals in Böhmen von dem Gotte Vit circuliren mussten, wurden später auf den ersten Gründer der Veitskirche, auf den hl. Wenzel (Václav) übertragen. denn noch heute weiss sich das böhmische Volk nicht genug zu erzählen von dem bergentrückten hl. Wenzel, wie er mit seinem

Rittergefolge, den Wenzelsrittern, in dem Berge Říp und Blaník schlummere und dem Lande einst siegreich zu Hilfe eilen werden, eben so wie die deutschen Sagen ihren Wuotan in der Gestalt Karl des Grossen mit dem weissen Barte fortleben lassen, der gleichfalls im Unterberge und im Odenberge schlummert.

Dies alles, so dünkte es den Vortragenden, seien Beweisstellen genug, die da rechtfertigen sollten, den slavischen Swanto-Vitus als ursprünglichen Luftgott aufzufassen und dessen Parallelsirung mit dem deutschen Wuotan zu gestatten, dessen Namen noch dazu auf eine ähnliche Wurzel, dem Laute und der Bedeutung nach führt, wie die des slav. Vít. Der Vortragende wollte jedoch dadurch keineswegs behaupten, dass die mythische Gestalt Vít's etwa mit der mythischen Gestalt des Lichtgottes in keiner Beziehung stünde, was schon aus der Bedeutung des Gottes der reinen Luft folgerichtig sich ergäbe, wenn auch nicht die Wesenheit des Vít's als „des Gottes der Götter“, als des Urgottes, auf diese und auf seine Beziehung zum Donnergotte Perun hinweisen würde, deren ausführliches Detail er in der mythologischen Abhandlung: *Nástin báječných bytostí: Báby a Děda* (Prag 1864 in den Abhandlungen der kön. böhm. Gesellschaft der Wissensch. V. Folge, 13. Band) niedergelegt hatte. Und so möge denn, so schloss der Vortragende, die Bedeutung des Svato-Vít's, als des Gottes der mächtigen Luft, die der Böhme noch heutzutage mit anderen Slaven: *boží duch* d. i. Gottes Hauch, Gottes Odem nennt, zur Kritik nochmals und angelegentlich anempfohlen werden.

Historische Section am 24. April 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Höfler, Winařícký, Storch und Dastich; als Gäste die Herren Kreuzberg, Krautschneider und Schindler.

Das ordentl. Mitglied Hr. Höfler hielt folgenden Vortrag über K. Napoleon's Geschichte des Julius Cäsar.

Wenn ich es wage, die Ergebnisse meiner Studien über ein Werk mitzutheilen, das durch seinen Gegenstand ebenso bedeutend ist, als durch seinen Verfasser, so erkenne ich vollkommen an, dass Andere ungleich mehr als ich berechtigt sind, hierüber öffentlich zu sprechen.

Warum diese schweigen, habe ich nicht zu untersuchen. Meine Aufgabe kann auch nur sein, die innere Berechtigung des neuen Principes zu erwägen, welches der kaiserliche Autor in die Behandlung der Geschichte einfuhrte, und zu untersuchen, welche Bereicherung an geschichtlicher Wahrheit wir dadurch erlangten. Ist es unsere Pflicht Sorge zu tragen, dass, was gesagt wird, eines Cäsars würdig sei, *) so haben wir auch ein Recht zu verlangen, dass ein mit kaiserlichen Mitteln unternommenes Werk den bisherigen Stoff erweitere und nicht bloss neue Gesichtspunkte gewähre, sondern diese auch erweise. In dem grossen Gebiete der Literatur hört, wie auf dem Schlachtfelde, der Unterschied des äussern Ranges auf. Auf dem Schlachtfelde, meinte Napoleon I. in einem Tagsbefehle, gibt es keine Prinzen. In der Literatur gibt es keine privilegierten Stände oder Personen, welche sich über die allgemeinen Gesetze der Forschung erschwingen könnten. Hier ist gleiche Pflicht für Alle, das gleiche Ziel ist Allen vorgezeichnet, und wer einen Nebenzweck erreichen will, muss es sich selbst zuschreiben, wenn die Wahrheit ihn flieht. Alle rufen sie an, aber nur Ein Weg, der der Selbstverläugnung führt zu ihr.

Die römische Geschichte hat besonders durch zwei charakteristische Momente stets eine ungemaine Anziehungskraft auf Männer von streng gelehrter Bildung, so wie auf diejenigen ausgeübt, welche, im praktischen Leben wohl erfahren, einen vorübergehenden oder dauernden Einfluss auf Staatsverhältnisse ausübten. Einmal durch ihre grosse innere Einheit und Abgeschlossenheit, wodurch sie die griechische Geschichte bei Weitem überragt; dann insbesondere dadurch, dass sie mehr als jede andere sich von der blossen Stadt- Volks- und Staatsgeschichte zum Range einer universellen erschwang, alle übrigen, wahrhaft lebensvollen Völker des Alterthums allmählig erfasste, sie selbst einsargte, das Alterthum fertig machte und mit ihrer eigenen Beendigung eine neue Zeit hervorrief. Niemand kann sich ferner verhehlen, dass das Studium der römischen Geschichte ganz andere Erfordernisse erheischt als das der hellenischen; und verlangt letztere neben den sprachlichen Kenntnissen auch vorzugsweise ästhetische und philosophische, einen tiefen Einblick in jene Thätigkeit des Seelenlebens, aus welcher die grossartigen Erzeugnisse der redenden und bildenden Kunst hervorgehen, so erfordert das Eindringen in den Geist der

*) *Silvae sint consule dignae.*

römischen Geschichte einen gereiften männlichen Verstand, eine nicht gewöhnliche Kenntniss des Völker- und Staatenlebens, eine hervorragende juristische Bildung, eine politische Erfahrung, wie sie nur aus unmittelbarer Betheiligung an Regierungsverhältnissen entsteht, will man weiter gelangen als zu dem blossen Formalismus, dem äusseren Rahmen der Geschichte Rom's. Unwillkürlich wird man hiebei an die Worte erinnert, welche kurz vor der Beendigung seines sturmbewegten, thatenvollen Lebens Dr. Martin Luther aussprach: Virgils *Bucolica* könne Niemand verstehen, der nicht 5 Jahre lang Hirt, seine *Georgica* nur, wer 5 Jahre lang Bauer gewesen; Cicero's Briefe nur, wer 20 Jahre lang in einer grossen Republik gelebt — wobei wir die Anwendung, welche der Reformator auf die Erkenntniss der hl. Schrift macht, wie natürlich als nicht hieher gehörig weglassen. Da ist es denn ganz begreiflich, dass wir unter den genialen Bearbeitern der römischen Geschichte, den Vorgängern Napoleons III., den grossen Staatssecretär der florentinischen Republik Niccoló Macchiavelli finden, der im Gegensatze zu dem Kaiser der Franzosen die emporstrebende, nicht die absterbende Republik, den Uebergang Roms vom Königthum zur Republik, nicht den Uebergang der Republik zum sittlich verworfenen aber dennoch innerlich berechtigten Cäsarismus zum Gegenstande seiner „discorsi“ machte und siegreich nachwies, dass Rom gross wurde, weil die beiden Völker in seinem Innern sich im entscheidenden Augenblicke verständigten, nicht aber in der gegenseitigen Befehdung die Aufgabe Roms erblickten. Wir zählen dazu nicht bloss den Finanzmann und Gesandten Niebuhr, welcher den reichen Abend eines politisch-thätigen Lebens der römischen Geschichte widmete; vor allem aber den Präsidenten von Montesquieu, den Verfasser der „*considérations*“, welche noch so grossen Werth besitzen, dass der Verfasser der Geschichte Cäsars, wo er von der sittlichen Weltordnung spricht, nach den ersten Sätzen der berühmten Vorrede nur an der Hand dieses hohen Beamten des ancien régime die literarische Arena betritt.

Nicht als wenn der Kaiser ein Bedenken trüge, den eigenen Standpunkt schon in der Vorrede sehr klar und selbst polemisch auseinander zu setzen, nachdem er mit einem Satze begonnen — dass die historische Wahrheit so heilig gehalten werden sollte als die religiöse — der, so wie er lautet, freilich nur als Phrase betrachtet werden kann; denn Niemand wird einsehen, warum gerade die historische

Wahrheit diese Auszeichnung verdienen sollte, die doch ungleich weniger sicher gestellt ist als z. B. die mathematische, und schon deshalb der religiösen nicht gegenüber gestellt werden kann, weil diese einem ganz anderen Gebiete, dem Glauben und der Autorität, nicht aber der Wissenschaft angehört, welche auch die Autorität eines Kaisers nicht annimmt, ohne sie geprüft und bewährt zu haben.

Wenn ausserordentliche Thaten ein eminentes Genie darthun, so lautet die Darlegung des kaiserlichen Systems, so ist dem richtigen Sinne nichts mehr entgegengestellt, als ihm alle Leidenschaften und Gefühle mittelmässiger Persönlichkeiten anzudichten; nichts falscher, als nicht die Bevorzugung jener privilegierten Wesen anzuerkennen, welche in der Geschichte wie Leuchttürme erscheinen, die das Dunkel ihrer Epoche erhellen und die Zukunft beluchten. Diesen Vorzug läugnen zu wollen, hiesse der Menschheit eine Unbilde zufügen, indem man sie fähig hält in die Länge und freiwillig eine Herrschaft zu bestehen, die nicht auf wirklicher Grösse und einem unbestreitbaren Nutzen beruhte. Seien wir logisch, so sind wir auch gerecht. Woran erkennt man aber, fragt der Kaiser — nachdem er sich über einige abgeschmackte Suppositionen ausgelassen, welche schon die Alten Cäsar's Thaten unterbreiteten, — dass der britannische Krieg begonnen wurde um Perlen zu gewinnen, aber auch seine Ermordung wegen des angeblichen Strebens nach dem Königthum gleichfalls zu diesen falschen Suppositionen hinzugezählt wurde, woran erkennt man die Grösse eines Mannes? An der Herrschaft seiner Ideen, wenn seine Principien und sein System auch trotz seiner Niederlage oder seines Todes triumphiren. — Wir wollen nicht fragen, ob in diesen Sätzen nicht ein leiser Widerspruch liege, wenn einerseits als Beweis der Theorie von den privilegierten Wesen gesagt wird, die Menschheit hätte sich sonst die Herrschaft derselben in die Länge nicht gefallen lassen, und andererseits denn doch zugegeben werden muss, dass die eines Cäsars abgeschüttelt wurde, hierauf aber der Satz folgt, man erkenne die Grösse eines Mannes an der Herrschaft seiner Ideen und ihrem Triumphe auch nach seiner eigenen Niederlage. Consequent d. h. logisch ist, dass Cäsars Ermordung nicht seinem Streben nach dem Königthume zugeschrieben werden darf, indem sonst seine „wirkliche Grösse“ eine Beanständung finden könnte. Es ist nun wohl unbestreitbar, dass ein neues System nur dann Bürgerrecht erlangen kann, wenn es sich von den Fehlern des alten frei zu halten und

Aufschlüsse zu geben vermag, welche nach anderen Principien nicht gewonnen werden können. Es ist gewiss ebenso richtig, dass, wenn in der wissenschaftlichen Durchführung eines Systemes Fehler im Einzelnen gemacht werden, diese weder der Güte des Systems Eintrag thun, noch als Beweismittel gegen seine Richtigkeit gebraucht werden dürfen. Wohl aber steht und fällt ein neues System, wenn die Beweise, auf die es sich stützt, sich als unzulänglich oder gar als irrig erwiesen. Speciell für Cäsar und zur Beweisführung für die Richtigkeit des Systemes von den privilegierten Wesen wird nun als schlagender Beweis von der Herrschaft der Ideen auf eine Stelle Cicero's hingewiesen, welcher als Gegner Cäsars wider seinen Willen Zeugniß von der Macht seiner Gedanken abgelegt habe, da der Einfluss des Gemordeten grösser war als der des Lebenden. *Toutes les actions de César, ses écrits, ses paroles, ses promesses, ses pensées ont plus de force après sa mort que s'il vivait encore.* Leider müssen wir jedoch bemerken, dass dieser Beweis auf einem Missverständnisse der angeführten Stelle Cicero's (ad Atticum XIV, 10) beruhe. Wohl findet sich daselbst die Klage: *ut omnia facta, scripta, dicta, promissa, cogitata Cæsaris plus valent, quam si ipse viveret*; allein die Stelle bezieht sich einfach auf die Reaction Marc Antons in Folge der unüberlegten Entfernung des M. Brutus, des Trebonius und Anderer aus Rom, wo nun M. Anton Gelegenheit fand seine Gedanken als die Cäsars auszugeben, den Commentaren Cäsars willkürlich seine Verfügungen unterzuschieben. Diese „Gedanken, Worte, Versprechungen, Handlungen Cäsars“ waren somit die des Marc Anton, welcher sie als Ideen Cäsars ausgegeben hat. Ist über den Sinn der angeführten Stelle Cicero's ein Zweifel vorhanden, so wird derselbe durch den vorausgehenden Brief Cicero's beseitigt, wo es heisst, *der Tyrann ist untergegangen, die Tyrannie besteht.* Dieses Zeugniß Cicero's ist unzweideutig, würde aber schwerlich passen, wenn damit bewiesen werden sollte, dass Cäsars Grösse an der Herrschaft seiner Ideen zu erkennen sei, welche nun trotz seines Todes triumphirten. *Vivit tyrannis, tyrannus occidit.* (Ad Att. XIV, 9.) Wenn aber, was als charakteristisches Moment für die Grösse der privilegierten Wesen gilt, nur von der Herrschaft gesprochen wird, während nach antiken Anschauungen, geschweige nach höheren, der Werth und die Bedeutung von Handlungen in Tugend und Recht, im freien Entschlusse, im heldenmüthigen Kampfe gegen erdrückende

Gewalt besteht, so kann doch wohl aus dem Stillschweigen des kaiserlichen Verfassers nicht geschlossen werden, dass diese Bedingungen wahrhafter Grösse nur den Gefühlen der Mediocritäten beizuzählen seien und der Erfolg allein entscheide. Es wäre diess ebenso irrig als jener Cultus des Genius, welcher Einem Alles gestattet, dem Anderen aber nur passive Hingabe oder Thätigkeit nach empfangenen Directiven. Die wahre Grösse des Menschen, der Werth jeder Handlung besteht im Einklange der persönlichen Freiheit mit den Gesetzen nicht des Schicksals (destin), sondern der sittlichen Weltordnung. Wird dieses nicht zugegeben, so hat ein Brutus das Recht den Cäsar im Senate anzufallen, wie Pompejus Magnus ihn als Verächter der Staatsgesetze in offener Feldschlacht bekämpfte und würde eine zur Apologie Cäsars gesteigerte Biographie als wissenschaftliche Reaction die des Brutus naturgemäss veranlassen. Oder sollen wir an jene Worte eines Franzosen erinnern, der einer von den Weltbewegern im XVI. Jahrhunderte war: „Um die Verbrechen einer tyrannischen Herrschaft zu bestrafen (Cicero ad Attic. XIV, 9.) beruft Gott einige seiner Diener und rüstet sie mit seinem Ansehen aus; diese verletzen, indem sie die Waffen gegen die Gewalthaber gebrauchen, die Majestät nicht, welche auf die Stirne dieser Herrscher gedrückt ist. Vom Himmel autorisirt weisen sie eine niedere Macht durch eine höhere zurück. Der Herr vollführt dann seine Werke, indem er die blutbefleckten Scepter übermüthiger Könige zerbricht und die unerträglichen Herrschaften umstosst. Die Herrscher sollen dieses hören und erschrecken!“ — Auch dieses ist eine Theorie von privilegierten Wesen und man muss gestehen, sie hat in der Welt Katastrophen genug hervorgerufen. Der Leser kann sich entscheiden, wie sich das Alterthum entschied, ob Harmodios und Aristogeiton, Brutus und Cassius Mörder oder Vertheidiger des gesetzlichen Standes der Dinge (homicidae an vindices libertatis. Cic. Philipp. II. c. 12) waren. Von unserem Standpunkte, welcher gleichfalls der Meinung huldigt, man solle weder Cäsar noch sonst Jemanden Absurditäten zumuthen, jedoch in Cäsars Streben nach dem Königthume keine Absurdität erblickt, vermögen wir das Dilemma zu lösen und brauchen nicht zu befürchten, dass uns Jemand einer besonderen Vorliebe für die blutige That des 15. März 44 v. Ch. zeihen wird. Ob man vom Standpunkte der privilegierten Wesen so leicht wird Andere überzeugen können, der Umsturz der Tyrannei, der Versuch die

Herrschaft der Gesetze Roms und des Senates wieder herzustellen, sei keine wunderherrliche That (*habet istius pulcherrimi facti clarissimos viros respublica autores. Cic.*), beantworte ich mit den kaiserlichen Worten: *soyons vrais et nous serons justes.* Macht und Erfolg sind kein wissenschaftliches Princip, sondern unterliegen demselben. Die Geschichtschreibung hat sich über „Cäsar“, über „Karl den Grossen“, über „Napoleon I.“ zu stellen, nicht sich ihnen unterzuordnen. Sie muss ebenso alle dioptischen Bilder zurückweisen, als Parallelen, die nur schroffe Gegensätze, aber keine innere Verwandtschaft darbieten. Die Geschichte hat eine unerbittliche Logik und ohne dieselbe kann man weder wahr noch gerecht sein.

Die römische Herrschaft hat sich bekanntlich in drei grossen Ringen, welche sich durchschneiden, entwickelt. Von einer königlichen Zeit ausgehend, welche viel ehrwürdiger und grossartiger ist, als man gewöhnlich annimmt, wandte sie sich der republicanischen Gestaltung zu, in welche Periode die Begründung der Weltherrschaft fällt, und die kein grösseres Verbrechen kannte, als das Streben nach Wiederherstellung des Königthums, nach Alleinherrschaft. An die republicanische Periode schloss sich dem Anfange analog die Cäsarenmacht an, die aber erst möglich war, nachdem in den drei Bürgerkriegen Cäsars, in den fünf des Octavianus Augustus nicht bloss die Träger der Republik, sondern auch diese selbst untergegangen, eine Wiederherstellung derselben eine Unmöglichkeit geworden war. Anfang und Ende der römischen Geschichte sind so einander zugewendet. Während aber, wie früher bemerkt, das Ende der römischen Geschichte auch das Ende der alten Welt ist, tritt das Centrum, die republicanische Zeit, riesengross hervor, mit der Abschliessung der Einheit der römischen Bevölkerung, welcher dann nach den gewaltigsten Kämpfen die Einheit des römischen Bürgerthums in Italien nachfolgte, bis die Kaiserzeit auch die Einheit des römischen Bürgerthums in der eroberten Welt hinzufügte. Der Stadtkampf ward zum italischen Kampfe, der italische zum Weltenkampfe, dieser selbst aber war doppelt. mit freien Völkern und freien Staaten, mit Monarchien andererseits. Der Friede, den das Kaiserthum brachte, war dann der Leichenfriede der Welt. Es ist unentschieden, ging die Welt in Rom auf oder Altrom in der bezwungenen, römisch gewordenen Welt unter. Man kann das Eine sagen wie das Andere.

Der kaiserliche Verfasser beginnt die Geschichte des „Julius Cäsar“

(Cajus Julius Cäsar) mit der Gründung der ewigen Stadt, deren Geschichte er in selbst gewählten Perioden fortführt, so dass sie zum Piedestal Cäsars wird, um dessen willen Rom's Geschichte sich gebildet zu haben scheint. Diese Zusammenfassung der römischen Geschichte in zum Theile sehr sorgfältig und ins Einzelne ausgearbeitete Skizzen, gleicht einer genialen Zeichnung, die mit sicherer Hand da ausscheidet, was nicht zum Zwecke passt, dort zusammenträgt und verbindet, was bestimmte Effecte hervorzubringen vermag, und bildet unseres Erachtens die Krone des Werkes, welches, wenn es als Studien über römische Geschichte in die Welt getreten wäre, sich gewiss eines dauernden Beifalles erfreut hätte. Wo es möglich ist, wird auf C. J. Cäsar als den künftigen Retter der Gesellschaft wie auf den politischen Messias hingewiesen, ohne dass wir sagen könnten, dass die Spannung, welche das Ganze der Darstellung erzeugt, gerade dadurch vermehrt werde. Es scheint auch Pflicht gerade diese Partie nicht mit dem kritischen Messer zu durchstreifen und ich übergehe mit Absicht, was ich etwa über Quellenbenützung da und dort sagen könnte, um nicht in jene ekelhafte Pedanterie eines englischen Kritikers zu verfallen, welcher Anforderungen stellte, die kaum einem Fachmanne gegenüber sich rechtfertigen liessen. In der Zusammenstellung liegt der Werth, in der Hinzufügung der geistvollen Bemerkungen, welche, wenn auch nicht immer die bestimmte Periode der römischen Geschichte, doch den kaiserlichen Verfasser charakterisiren. „Die Könige, heisst es bei dem Sturze des Tarquinius Superbus, sind aus Rom vertrieben; sie verschwinden, weil ihre Mission vollendet ist. Es besteht, möchte man sagen, in der moralischen wie in der physischen Ordnung der Dinge ein höchstes Gesetz, welches Einrichtungen wie Personen eine Schicks als gränze vorzeichnet, bestimmt durch die Schranken ihrer Nützlichkeith. So lange dieses providentielle Ziel nicht erreicht ist, hilft das Entgegenstemmen nichts. Complotte, Empörungen, Alles scheidert an der unwiderstehlichen Gewalt, die das erhält, was man umstürzen will. Wenn aber im Gegentheile ein Zustand der Dinge, dem Anscheine nach unerschütterlich, aufhört, den Fortschritten der Humanität nützlich zu sein, dann wird weder die Herrschaft der Traditionen, noch Muth, noch Andenken an eine glorreiche Vergangenheit auch nur um einen Tag den vom Geschiede bestimmten Fall aufhalten.“ Offenbar passen diese Sätze vielleicht noch mehr als

auf die Tarquinier auf — Julius Cäsar. Ganz abgesehen von dem logisch Unzulässlichen, wie hier Humanität und Nützlichkeit, Providenz und Schicksal unter einander gemengt werden, enthält diese Auseinandersetzung nichts anderes als die Apologie aller glücklichen Complotte, die Verwerfung aller unglücklichen Verschwörungen. Was wir von Anfang besorgten, als die kaiserliche Vorrede getrennt von dem Buche selbst erschien, ist eingetroffen. Als Cäsar verschont im galischen Kriege, im spanischen, pharsalischen, afrikanischen und nochmal im spanischen, den Dolchen des Brutus und seiner Genossen erlag, erreichte er seine Schicksalsgränze, sein providentielles Ziel; er hörte auf den Fortschritten der Humanität nützlich zu sein und Brutus war somit ein Werkzeug der Vorsehung, als er Cäsar tödtete. Die Theorie des kaiserlichen Autors geht, wie wir sehen, in die Lehre vom Tyrannenmorde über, wie sie das XVI. Jahrhundert aufstellte, und jenes Hinterthürchen, welches derselbe vorsichtig durch Marcus Tullius Cicero erbauen lassen wollte, ist ja leider durch diesen selbst vermauert: *tyrannis vivit, tyrannus occidit*. Jaques Clément, Ravaillac, Louvet sind Werkzeuge der Vorsehung, weil ihnen ihr blutiges Werk gelang; sie sind providentiell, sind im Dienste der Humanität nützlich. Damiens und Orsini sind verruchte Verschwörer, nicht weil sie morden wollten, sondern weil sie vor der Zeit, ehe es nützlich war, zu morden gedachten. Sie sind ihrer Zeit vorangeeilt und deshalb fielen ihre Häupter; die Anderen hatten Recht, weil der Erfolg für sie war. Die Theorie der privilegierten Wesen dürfte denn doch einem zweischneidigen Messer gleichen, das auch den zu verwunden vermag, der es führt, und den Begriffen von Recht und Pflicht, von Tugend und Laster so ganz und gar den Abschied zu geben, alles auf den Erfolg zu stellen und diesen zu präconisiren, ist mindestens ebenso unsittlich als unhistorisch, muss von allen Männern, denen die Wissenschaft nicht Mittel zum Zwecke ist, in alle Ewigkeit verworfen werden. Wir sprechen hier nur vom Standpunkte der Wissenschaft, auf welchem, wie oben bemerkt, wir keinen König anerkennen, als den die Erhabenheit des Geistes, die Reinheit des Willens, die Tiefe der Erkenntniss dazu machte; mit der Politik haben wir nichts zu schaffen. So lange aber noch ein Athemzug besteht, muss eine Theorie verworfen werden, welche wie ein Attentat, wie eine Conspiration gegen den Geist der Geschichte erscheint und den Mörder zum Helden, den Verschwörer

zum Werkzeuge der Vorsehung stempeln würde. Allein die erwähnten Sätze gelten gar nicht für die römische Königszeit. Denn für's Erste haben wir eine viel zu geringe Kenntniss von den eigentlichen Ursachen, welche den Sturz der Tarquinier herbeiführten; für's Zweite aber ist wenigstens so viel sicher, dass derselbe Rom in das tiefste Verderben stürzte und dass, wenn auch das Königthum Rom's sank, seine Einrichtungen dasselbe nicht bloss überlebten, sondern auch denjenigen Halt bildeten, durch welchen die Republik sich aus dem Ruine erholte, welchen die Vertreibung der Tarquinier bereitet hatte. Senat, Priesterthum, Angurien, servianische Verfassung, beinahe Alles, was man als die Fundamente der Grösse Rom's zu bezeichnen pflegte, waren Einrichtungen des Königthums, das sich ebenso wohlthätig für Rom erwies, als das Cäsarenthum Rom und die römisch gewordene Welt sittlich, geistig, physisch und politisch fertig machte, so dass Hilfe nur der Menschheit von den Barbaren kommen konnte, deren Besiegung durch Cäsar Rom ermöglichte sich in die Periode stinkender Gräuel zu stürzen. Glücklicher Weise konnte aber Julius Cäsar die Germanen nicht schlachten, wie er edle und unedle Gallier seinem Ehrgeize zu Hunderttausenden opferte. Endlich hatte das Königthum sich doch nicht selbst überlebt, wenn eine Periode voll Glanz, Ruhm und Macht, wie die republicanische damit endigen konnte, es *mutatis mutandis* unter der Form des Cäsarismus wieder herzustellen.

Der kaiserliche Verfasser hält sich nicht viel bei den grossen Männern der republikanischen Zeit auf. Wie immer ist es die Herrschaft, deren Ausbreitung und Befestigung, welche den kaiserlichen Autor vorzugsweise beschäftigt, sowie das Emporkommen der socialen Fragen, welche die Römer über die grossen politischen zeitig zu lösen verabsäumten. Das Werk verweilt längere Zeit bei der Ertheilung der Freiheit an die Griechen; auffallend aber ist, dass die Bedeutung des grossen Principienkampfes, in welchen die Römer gegen Ende des zweiten punischen Krieges verwickelt wurden, so wenig hervorgehoben wird, als die verhängnissvolle Wendung, die in der römischen Politik durch den perseischen Krieg entstanden ist. Denn nicht darin lag der Nachdruck, dass die Römer, nachdem sie die Punier, die alten Feinde der Hellenen, besiegt, mit den Hellenen zusammenkamen — das war längst in Grossgriechenland und Sicilien geschehen — sondern dass die römische Republik, der römische Westen gegen den

hellenischen Osten und die Monarchien auftrat, in welchen das hellenische Leben untergegangen war. Auf den Kampf mit freien Völkern folgte der Kampf mit den Militärmonarchien aus der Erbschaft Alexanders. Der kaiserliche Verfasser verweilt viel lieber bei dem Nachweise, wie die Römer nach den grössten Schlachten und Feldzügen zuletzt doch Italien zur Einheit brachten, als bei der Auseinandersetzung, in welcher Weise das republicanische Element über den hellenischen Imperialismus — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — siegte. Auch ein näheres Eingehen in das Leben der hervorragendsten Helden der Republik wird vermieden, die Pedanterie des älteren Cato wohl dargestellt, den Gracchen eine grössere Würdigung geschenkt, aber gerade die Scipionen und Aemilius Paullus nicht in der Weise bedacht, dass sich darauf eine Parallelisirung mit Julius Cäsar begründen liesse.

Man darf dem kaiserlichen Verfasser wegen der Consequenzen seines Standpunktes keine Vorwürfe machen; er muss sie freilich tragen wie jeder, welcher eine bestimmte Stellung einnimmt, sich auch zu dem bekennt, was daraus hervorgeht. Wir erheben selbst in Betreff der letzteren in so ferne kein Bedenken, als wir es unbegreiflich fänden, wenn der Verfasser sich den Anschein gäbe, besondere Sympathien für die Republik zu hegen. Nichts begreiflicher also, als dass derjenige gepriesen wird, welcher die Republik umstürzte, die Alleinherrschaft aufrichtete, den Imperialismus begründete. Nur darf der kaiserliche Verfasser nicht verlangen, dass auch wir so fühlen wie er und unsere Sympathien nicht denen angehören sollen, welche den wenn gleich fruchtlosen Kampf für die Erhaltung des römischen Gemeinwesens unternahmen und nicht früher das Cäsarische: nihil esse rem publicam annahmen, als nachdem Tugend, Ehre, Freiheit und Recht untergegangen waren. Liegt es in einer gewissen Nothwendigkeit, die auch den Mächtigsten bezwingt, dass der kaiserliche Autor den Cäsar lobe, so hindert uns nichts, gegen diejenigen gerecht zu sein, welche, Römer wie sie waren, ein höheres Glück auf Erden kannten als den Frieden, welcher der Knechtschaft gleich war, und in dem Ruhme parthischer Eroberung kein Aequivalent für die verlorene Freiheit sahen. Welcher Standpunkt nun der wahrhaft berechnete sei, wird sich ergeben, wenn nachgewiesen wird, welcher am wenigsten bedürfte der Geschichte Gewalt anzuthun.

Der erste Band des Julius Cäsar führt die Geschichte noch nicht bis zum Ausbruche der Bürgerkriege, welche jede republicanische Schilderhebung im Blute derjenigen erstickten, die dazu nach den Gesetzen Roms nicht bloss berechtigt, sondern auch verpflichtet waren; er bringt nicht die Geschichte jener Tage, in welchen C. J. Cäsar den wohlthuenden Gegensatz seines Wesens, der *clementia Caesaris*, zu dem Wüthen des C. Sulla kund that; er enthält die Geschichte jener Stadien, welche Cäsar vor dem Abschlusse des Triumvirates durchwanderte, mit dessen heillosem Abschlusse drei Ehrgeizige die Republik in ihre Hände zu spielen suchten, bis Zufall oder die ehernen Würfel aus der Dreiheit eine Zweiheit, aus dieser eine Einheit schufen.

Irre ich mich nicht, so begann die Schwierigkeit des Werkes mit dem Momente, in welchem der kaiserliche Verfasser bei dem Leben des J. Cäsar anlangte und nun der Leser an die Biographie die Anforderung stellt, Schritt für Schritt nachzuweisen, wie der nachherige Dictator, der seinen Zusammenhang mit den Königen Rom's so früh als möglich den Römern vorhielt, sich einer Partei nach der anderen bediente, um emporzukommen, beseelt von jener *nescia virtus stare loco*, *) die ihn alles als Mittel zum Zwecke gebrauchen lehrte. Die Darstellung beginnt jedoch mit einer Entschuldigung Cäsars in Betreff der ihm vorgeworfenen Ausschweifungen und behält den apologetischen Ton in so ferne, dass Cicero, Cato, Pompejus verkleinert werden, als bestünde Cäsars Grösse darin, der erste unter Kleinen gewesen zu sein. Namentlich muss es sich Cicero gefallen lassen als kurz-sichtig und widerspruchvoll dargestellt zu werden; er bezeichnete ja denselben als einen Tyrannen, welchen der kaiserliche Autor als Freund des Volkes hinstellt, der durch allgemeine Zustimmung zur höchsten Würde getragen ward. Eine Fernsicht in den zweiten Band zeigt uns ja Cäsar bereits als den zweiten Marius, der Rom vor Ariovist, vor

*) Sed non in Caesare tantum
 Nomen erat nec fama ducis, sed nescia virtus
 Stare loco solusque, pudor non vincere bello.
 Acer et indomitus, quo spes quoque ira vocasset,
 Ferre manum, nunquam temerando parcere ferro,
 Successus urgere suos, instare favori
 Numinis, impellens quidquid sibi summa petenti
 Obstaret gaudensque viam fecisse ruina.

Galliern, Briten, Deutschen rettete; der zum Bürgerkriege nur gedrängt wurde, und dem nur die untergeordnete Sorte von Geschichtschreibern nachreden kann, dass er, der sich öffentlich rühmte der Nachkomme des vierten Königs von Rom zu sein, nach dem Königthume getrachtet habe. Da wird von Pompejus gesagt, für ihn sei die Macht der Endzweck, für Cäsar nur ein Mittel gewesen, während das Richtige doch wohl darin liegt, dass Pompejus in der Republik, durch sie, nur mit Beobachtung der republicanischen Formen zu herrschen suchte, Cäsar aber von dem Satze ausging, die Republik existire nicht mehr (*nihil esse rempublicam*) und dem von ihm entwürdigten Senate seine Verachtung offen zu erkennen gab. Ungeachtet des geringschätzenden Ausspruches über Pompejus wird aber doch in der Note S. 284 mitgetheilt, welche Massregeln er als designirter Consul durchzuführen beabsichtigte, aus denen hinlänglich hervorgeht, dass auch er die Macht als ein Mittel betrachtete den Staat zu ordnen. Allein Cäsar, — welcher damals selbst erst einer Stütze bedurfte, habe nun den Pompejus unterstützt, (was wiederholt gesagt wird,) weil er gesehen, dass Pompejus sich seine (Cäsars) Ideen und Ueberzeugungen eigen gemacht habe! Was Pompejus *) Gutes that, geschah nur durch Unterstützung Cäsars, welcher hiebei von ehrgeizigen Absichten freigesprochen wird. Als dann Pompejus nach Beendigung des Consulates unter der allgemeinen Spannung des römischen Volkes, was er thun würde, da die Censoren ihr Lustrum hielten, die equites vorforderten und die üblichen Fragen über Kriegsdienst u. s. w. an sie richteten, obwohl bereits der bedeutendste Mann Roms, selbst sein Pferd den Censoren vorführte, ihre Fragen beantwortete, und auf die, ob er die vorgeschriebenen Kriegsdienste gemacht, erwiederte, ja, alle und unter meiner Anführung, so wird diese eines Römers alter Zeit würdige Antwort als Beweis unerträglichen Hochmuthes bezeichnet. **) Hingegen wird von Cäsar als Zeichen des guten Herzens die bekannte Anecdote erzählt, dass er einem seiner kranken Officiere bei heftigem Sturme die für ihn selbst bestimmte Hütte einräumte, so wie eine andere über sein Verhalten einer nicht sehr

*) Au coeur aussi pervers que son visage était modeste. Sallust. fragm. II. 176: Pompejus oris improbi, animo inverecundo!

**) L'ostentation (?) de la réponse montre que la démarche de Pompée était une fausse modestie, forme la plus insupportable de l'orgueil, suivant l'expression de Marc Aurel. I. p. 209.

zartfühlenden Einladung gegenüber. Es dient diess zum Anlasse zu erwähnen, welch gutes Herz und welche Delicatesse (de l' homme bien élevé, qui observa partout les convenances) Cäsar besessen. Da aber der Meister des Styles sich nicht sowohl in demjenigen zeigt, was er sagt, als was er verschweigt, ist die weitere Anecdote, welche Sueton gleich darauf (c. 72.) anführt, übergangen, wo es heisst, wie Cäsar aussprach, er habe nicht bloss seinen Freunden und seien sie aus dem niedersten Stande, die höchsten Ehren der Republik zugewendet, er hätte dasselbe auch Banditen und Mördern gethan, wenn er sich ihrer zur Erhaltung seiner Würde bedient hätte!*)

Seit dem Aedilate, in welchem Cäsar mit dem Manoeuvre debutirte, das er als Consul meisterhaft zu handhaben wusste, seinen Collegen auf die Seite zu schieben, galt er als derjenige, welcher auf den Umsturz des Staates offen hinarbeitete. Die Populärpartei, sagt der kaiserliche Autor, hatte ihr Haupt. Er unterstützte auch Catilina in seinen Bemühungen das Consulat zu erlangen und versuchte es mit diesem, ehe er es mit Pompejus versuchte. Denn die Senatspartei war ja trotz ihrer Tugenden nur eine Art von Clique und dem Untergang geweiht, da ihr die richtige Würdigung der Bedürfnisse des Momentes gebrach, was das wesentlichste Erforderniss im Revolutionszeitalter ist. Gewiss, sie beging einige Fehler. Sie siegte, so lange es einen Catilina von der obersten Gewalt auszuschliessen galt, der diese zum Umsturze der Republik zu verwenden gedachte. Als sie dasselbe bei Pompejus versuchte, der herrschen aber nicht umstürzen wollte, trieb sie diesen auf die Seite Cäsars; sie unterlag, weil sie nach Besiegung Catilina's in ihren Reihen keinen Mann besass, welcher den Pompejus bewegen konnte sich nicht an Cäsar anzuschliessen; weil sie Niemanden besass, der der Vereinigung des Pompejus und Cäsar gewachsen war. Können wir hiebei dem hohen Autor

*) Si grassatorum et sicariorum ope in tuenda sua dignitate usus esset, talibus quoque se parem gratiam relaturum. Dazu gehört aber auch die Stelle Cicero's: habebat hoc omnino Caesar, quem plane perditum aere alieno egentemque si eundem etiam nequam hominem audacemque cognoverat, hunc in familiaritatem libentissime recipiebat. Philipp. II. 32. Es handelt sich eben nur um den Erfolg und privilegirte Wesen sind ja der Rücksichten gewöhnlicher Menschen enthoben. Tugend und Ehre waren für Schwärmer wie Cato, die Herrschaft für Cäsar, den Retter der römischen Gesellschaft.

in seiner historischen Darstellung der Ereignisse nicht beipflichten, so dürfen wir dem scharfen auf tiefer Kenntniss analoger Verhältnisse beruhenden Urtheile unsere Bewunderung nicht versagen, wenn es uns auch bedünken will, dass dasselbe mehr römischen Verhältnissen angepasst ist, als ihnen wirklich zukomme, und der dioptische Charakter der ganzen Darstellung geeignet ist, die Züge des C. Julius Cäsar mehr und mehr verschwinden zu machen, um andere an ihre Stelle treten zu lassen. Ich begreife, dass Brissot seiner Nation das wahre Talent für Geschichtschreibung absprach.

Die Catilinarische Verschwörung wird damit eingeleitet, dass Cäsar wohl das Talent des Cicero achtete, aber wenig Vertrauen auf seinen Charakter setzte, was wahrscheinlich gegenseitig der Fall war. Cäsar sei deshalb der Candidatur Cicero's entgegengetreten und ihm während seines ganzen Consulates feindlich gewesen. Da aber Cäsar dem Cicero entgegen war, bringt es die Consequenz des einmal angenommenen Standpunktes mit sich, sich auch des Catilina und seiner in Rom zurückgebliebenen, von Cicero verhafteten Gefährten anzunehmen, Cicero aber im Widerspruche mit sich selbst darzustellen. Indem aber der hohe Autor sich zum Beweise des Widerspruches auf eine Stelle in der Rede pro M. Coelio stützt, die nebenbei gesagt ein bewunderungswürdiges Stück historischer Eloquenz ist, so muss zuerst bemerkt werden, dass sie dem Wesen nach mit dem Bilde übereinstimmt, welches Sallustius von Catilina entwarf. Wenn dann bei dem kaiserlichen Autor, welcher den Beweis des Widerspruchwollen im Cicero antritt, die Stelle heisst: *non, je ne crois pas qu'il ait jamais existé sur la terre un homme (Catilina) qui offrit un assemblage aussi monstrueux de passions et de qualités si diverses si contraires et en lutte continuelle*, so möge man damit den Text vergleichen: *neque ego unquam fuisse tale monstrum in terris ullum puto tam ex contrariis diversisque inter se pugnantibus naturae studiis cupiditatibusque conflatum*. Im lateinischen Texte ist jener Widerspruch nicht vorhanden, nur im französischen. Ich habe nicht alle Stellen, welche der hohe Autor citirt, nachgeschlagen und verglichen, kann jedoch nicht sagen, dass ich überall eine bessere Uebereinstimmung zwischen Text und Citat gefunden hätte. Wohl war es aber die Pflicht der Uebersetzer, ich rede zumal von den deutschen Uebersetzern, dieses zu thun und dass sie es nicht thaten, ist ein grosses Vergehen gegen deutsche

Wissenschaft, welche vor Allem Wahrheit und Genauigkeit, nicht bloss schöne Effecte verlangt.

Auch in der letzten Zeit seines Lebens ist sich Cicero, wo er sich über die catilinarische Verschwörung ausspricht, gleich geblieben und hielt er fest daran, dass die Verschworenen die Stadt anzünden wollten; dass er sie ergriffen, dass der Senat sie bestraft habe (*comprehensio sontium mea, animadversio senatus fuit*), gegen welche Bestrafung, da Cäsar dagegen war, auch der kaiserliche Autor sich erklärt. Doch fügt er dem Versuche einer Ehrenrettung Catilinas die Worte hinzu, sein Erfolg wäre ein Unglück gewesen: ein bleibendes Gut kann nicht aus unreinen Händen kommen! — Wohl! Hat aber der pontifex maximus C. Julius Cäsar den Bau des Imperialismus mit reinen Händen aufgeführt, nachdem gallisches wie römisches Blut in Schläuchen zum Mörtel dieses neuen babylonischen Thurmes verwendet wurde? Wir übergehen die Schilderung des Verhältnisses Cicero's zu Pompejus, wobei Cicero wieder durch Auslassung jener Stellen in Schatten gestellt wird, die für die entgegengesetzte Ansicht sprechen!

Nach der Darstellung des Kaisers war die Revolution schon unaufhaltsam, als Cäsar als Proprätor nach Spanien ging, geschweige als er nach Rom zurückkehrte und das Consulat erlangte. Da wird nun S. 356 auseinandergesetzt, Cäsar habe der Revolution ein Bette graben wollen; später (nach seinem Consulate, das das Ansehen des Senates und der Augurien, „der beiden Grundpfeiler des römischen Staates“ vernichtete), heisst es, er habe, ohne die Fundamentalgesetze zu verändern, die Anarchie (welche er erst künstlich hervorgeufen, um die Gesellschaft retten zu können!) durch eine energische Macht ersetzt, welche zugleich den Senat und die Comitien beherrschte. Er habe nur einer edlen Leidenschaft folgend nach Macht und Ehre gestrebt. *) Und die übrigen, welche die Gesetze des Staates gegen Cäsar vertheidigten? In Rom meinte man, Cäsars Amtsführung als Consul käme der der verwegesten Tribunen gleich. Es handelte sich von nun an den Staat gegen Cäsar zu schützen; er war verloren, als Pompejus schwach genug war, statt auf Cicero zu hören, welcher ihm von der Verbindung mit Cäsar abrieth, diese einging. um sie

*) *Caecilio Metello turbulentissimas leges ferenti — auctorem propugnatorem-que se pertinacissime praestitit. Suet. 16.*

nachher doch wieder zu lösen, das eine wie das andere in gleich unseliger Stunde. Vermögen wir dem hohen Autor nicht zu folgen in dem, was er zu Gunsten Catilina's sagte, so hat uns seine Darstellung des Consulates J. Cäsars mehr als irgend etwas in der Ueberzeugung bestärkt, Cäsar habe die Revolution entfesselt, um sie sich dienstbar zu machen; dass der Umsturz der Republik, welcher ohne Bürgerkriege nicht stattfinden konnte, seit Cäsars Consulat unaufhaltsam war. Er steuerte consequent dahin, sagen zu können: nihil esse rempublicam; dann freilich als er dem Staate allein gegenüber stand, war die Meinung begründet, sein Leben sei für den Staat nothwendiger als für ihn. Da zeigten ihm 23 Wunden, dass auch der mächtigste Bürger den Staat nicht ungestraft umwälzen könne, und höre die Herrschaft der Gesetze auf, beginne die der Macht, so sei dieser Begriff ein zweischneidender.

Wir, die wir in unserer Niedrigkeit uns vor jeder sittlichen und geistigen Grösse gerne beugen, aber keine privilegierten Wesen anerkennen, sie müssten denn unsterblich sein — können so wenig, wie wir die Berechtigung der in der Vorrede ausgesprochenen und — wie wir nachwiesen, nicht bewiesenen Grundsätze anerkannten, dem kaiserlichen Verfasser beipflichten, wenn er mit allgemeinen Sätzen den ersten Band eines Werkes schliesst, das unserem Gefühle nach mehr und mehr aus einem historischen Buche ein politisches geworden ist. Wer damals — als Cäsar als Proconsul nach Gallien zog, — ihm den Gedanken untergebreitet hätte, über Rom regieren zu wollen, hätte dem General Bonaparte 1796 den Gedanken geliehen Kaiser zu werden. Wie Cäsar daran hätte denken können, dass ihm nach 10 Jahren die Gemüther in Rom hätten gewogen sein können; dass seine Tochter, des Pompejus Gattin, sterben und die Verbindung mit Pompejus sich auflösen; dass Crassus in Syrien umkommen; dass die Ermordung des Clodius Italien erschüttern; dass die Anarchie, welche er durch das Trinumvirat ersticken wollte, die Ursache seiner Erhebung werden würde? Nur der Hass seiner Feinde habe ihn gezwungen die Dictatur gleich Sulla zu ergreifen; er selbst sei glorreich nur — den Fusstapfen der Scipionen und des Aemilius Paullus gefolgt.

Ich halte auch bei einem Kaiser die Polemik nicht gerechtfertigt, welche Andersdenkenden eine Absurdität zuschreibt, um durch die Bekämpfung der letzteren die ersteren zu besiegen. Der General

Bonaparte, welcher 1796 nicht Consul war und sich das Consulat erst auf Kosten des Directoriums erkämpfte, steht mit dem Proconsul Jul. Cäsar in gar keinem Vergleiche, sondern nur der erste Consul Bonaparte, welcher bei Marengo sich das Kaiserthum erfocht. Auch stammte der General Bonaparte nicht von Königen noch von Göttern; er hatte damals noch nicht sein Triumvirat abgeschlossen, noch nicht der republicanischen Partei durch Ermordung des Herzogs von Enghien ein Pfand zu ihrer Sicherheit gegen die Bourbonen gegeben. Wohl aber fehlten Cäsar noch die Lorbeeren des Pompejus, noch bedurfte er des Mannes, mit welchem er nachher sich bei Brundisium, bei Dyrrhachium und Pharsalus schlug; noch bestand der Senat trotz Cäsar und war die Republik nicht vernichtet. Wir werden an Cäsar nicht den Massstab anlegen, welchen man in den Tagen eines Cincinnatus an den römischen Bürger anlegte, der keine höhere Aufgabe kannte, als den Gesetzen des Staates zu gehorchen; ihn aber, welcher — gezwungen oder nicht gezwungen, das lassen wir unentschieden — mit römischen Legionen den Rubico überschritt, mit den theuersten, trefflichsten Söhnen Altroms, mit Aemilius Paullus, mit den Scipionen vergleichen, heisst die Asche dieser grossen Männer verunehren. Oder soll das tertium comparationis darin bestehen, dass Aemilius Paullus den gefährlichsten auswärtigen Krieg siegreich beendigend, die Götter anfehte Unheil von Rom weg und auf sein Haupt und seine Familie zu wenden; oder dass Scipio die Dictatur, welche ihm das römische Volk dankbar für seine Siege über Nicht Römer anbot, ausschlug, Cäsar aber sie annahm und das jugum servile dem freien Rom auferlegte? Hier gehen die Wege auseinander; der Historiker kann dem Kaiser nicht mehr folgen. Wir müssen mit dem ersten Napoleon sagen: vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt.

Wenn wir uns in irgend einer Beziehung auf das kaiserliche Werk wahrhaft freuen, so war es in Betreff der Karten. Niemals ist unsere Erwartung ärger getäuscht worden. Wir zählen hier die Fehler der Hauptkarte, Roms Umgebung in der Zeit der Vertreibung der Könige, nicht auf; sie gehen in das Unglaubliche. Städte, die auf Bergen liegen, werden in Ebenen versetzt, die Namen der Flüsse verwechselt, falsche angeführt, Tarquinia (Tarquinii) auf einem anderen Flussufer als wo es wirklich stand, Aquila als schon damals bestehend angeführt, der Velinus mit einem Laufe, welchen er erst Jahrhunderte später

künstlich erlangte. Darüber können wir nur unser Bedauern aussprechen.

Handelt es sich nun um ein Gesammturtheil, so wird vor Allem Niemand die Natur historischer Arbeiten verkennen dürfen, welche im Gegensatze zu diplomatischen Noten nicht den Gedanken des Verfassers verschleiern, sondern diesen zwingen, sich so zu zeigen wie er ist. Auch ohne dieses Verdienst ist das Werk ein grossartiges Zeugniß von der Macht der Wissenschaft, welche auch den Kaiser zwang, in die Arena hinabzusteigen, von deren Uebungen ein deutscher Dichter so richtig meinte, „und eine grosse Tugend ist die Kunst der Rede.“

Es bleibt immer nicht bloß eine bemerkenswerthe, es ist eine bedeutende That, dass der Kaiser, den nur Ein Gedanke beherrscht, der nur Ein Ideal kennt, auch auf diesem neutralen Boden aller Parteien, aller freien und denkenden Köpfe sich Waffen sucht und die Welt durch Cäsar für Napoleon zu gewinnen, die napoleonische Herrschaft, welche er der Welt als Rettungsmittel zuerkennt, durch Julius Cäsar in den Gemüthern zu bereiten sucht. Für uns freilich, deren Wiege der Freiheitsruf der Völker umschwebte, welche sich vom Napoleonischen Joche losrissen und die wir als den glücklichsten Moment des Lebens jetzt noch, wo die Sonne einer bescheidenen Wirksamkeit ihren Höhepunkt erreichte, den der Wiederkehr jener glücklichen Krieger preisen, die endlich die eisernen Legionen des Wütherichs zersprengten, tönen diese Sirenenstimmen vergeblich. Uns ist Julius Cäsar Julius Cäsar und Napoleon Napoleon, und wir wollen weder in Cäsar Napoleon, noch in Napoleon Cäsar. Wer aber beide Bilder so lange in einander schiebt, bis die fremdartigen Gesichtszüge in einander übergehen, verlange nicht, dass die Generation dem Beginnen huldige, welche unter den Erinnerungen an Leipzig und Waterloo gross geworden. Mag das Werk auf Franzosen berechnet gewesen sein; in dem Augenblicke, als der kaiserliche Autor in der Vorrede mit geschickter Hand die Bilder Cäsars und Napoleons vor dem unbefangenen Auge so rasch vorübergleiten liess, dass das letztere nicht mehr folgen konnte, trat jene Verstimmung ein, welche, wie Göthe sagt, sich stets einstellt, wo man die Absicht merkt. Wir fürchten sehr, das Buch gehört den Todten an, ehe es vollständig erschienen ist; es ruft Gefühle wach, welche denjenigen schuurstraks entgegen sind, welche der kaiserliche Autor beabsichtigt, und bespricht er vom Standpunkte des Siegers den Kampf

zwischen der Republik, die von Cäsar gemordet wurde, und demjenigen, welcher siegend den letzten Republikanern, den Rächern Cato's erlag, welche Macht der Erde kann hindern, die aufgeworfene Frage von einem andern Standpunkte aus als dem seinigen zu beantworten, der, wie wir sahen, als der historische nicht bezeichnet werden kann, auf den Namen des ethischen von Anfang an verzichtet, der aber, wenn er nicht den Julius Cäsar zeigt, wie er war, doch den Cäsar giebt, wie er ist.

Im April 1865 eingelangte Druckschriften.

Jos. Smolík *Mathematikové v Čechách atd.* V Praze 1865.
Část 1. (Vom Hrn. Verfasser.)

Poggendorff's *Annalen der Physik und Chemie.* Leipzig 1865.
Nro. 2, 3.

Magnet. und meteorolog. Beobachtungen zu Prag. XXV. Jahrg.
Prag 1865.

Mittheilungen der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft für Ackerbau u. s. w. Brünn 1864.

Magazin der Literatur des Auslandes. Berlin 1865. Nro. 13—16.

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève. XVII. Tome 2. part. Genève 1864.

Lotos, redig. von W. R. Weitenweber. XIV. Jahrgang 1864.
Febr. März.

Grimm, Deutsches Wörterbuch. V. Bandes 2. Lieferung. Leipzig 1865.

Abhandlungen der naturforsch. Gesellschaft zu Görlitz. 1865.
XII. Band.

Sitzungsberichte der k. bayr. Academie der Wissenschaften. München 1864. II. Band. 3. und 4. Heft.

Jos. A. Freih. v. Helfert, *Fünfzig Jahre nach dem Wiener Congress.* Wien 1865. (Vom Hrn. Verfasser.)

Atti dell' I. R. Istituto Veneto di scienze etc. Venezia 1864—65.
Tomo X. disp. 4.

Proceedings of the Royal Society. London 1865. Vol. XIII. Nro. 65—69.

Philosophical Transactions of the R. Society of London for 1864. Vol. 154. part. 1. and 2.

Abstracts of Meteorological Observations etc. of Toronto, during the years 1854—59. Toronto 1864.

Results of Meteorological Observations etc. during the years 1860—62. Toronto 1864.

Monatsberichte der k. preuss. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem J. 1864. Berlin 1865.

Archives des missions scientifiques et litteraires. Paris 1865. II. Serie, Tome I. livr. 3.

Centralblatt für die gesammte Landescultur. Prag 1865. XVI. Jahrgang Nro. 10—12.

Hospodářské noviny. V Praze 1865. Ročník XVI. číslo 15—17.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. XVI. Jahrg. Nro 15—17.

Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft. Berlin 1865. XVI. Jahrg. 4. Heft.

Annalen der kgl. Sternwarte bei München. 1865. XIV. Band.

J. Lamont Astronomische Bestimmung der Lage des bayrischen Dreiecksnetzes auf dem Erdsphäroid. München 1865. I. Mittheilung.

Naturwiss.-mathem. Section am 1. Mai 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Kořistka, Amerling, Winařický und Storch; als Gäste die HH. Nowak und Walter.

Der Secretär der Ges. Weitenweber legt den neuesten XII. Band der Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti (Venezia 1864) vor.

Nachdem der Vortragende die Bedeutenheit der Denkschriften der Venetianischen Academie im Allgemeinen besprochen, hebt er insbesondere, als für die naturwissenschaftliche Section wichtig, die durch mehrere Hefte der Memorie gehende, mit 40 Tafeln illuminirter Abbildungen ausgestattete gediegene Abhandlung des berühmten italienischen Botanikers Dr. G. Zanardini: Scelta di Ficee nuove o piu rare del mare adriatico hervor, und machte namentlich auf die vom Verfasser neu aufgestellten und hier zuerst beschriebenen Arten von Fucoideen aufmerksam.

Das ausserord. Mitglied, Hr. Amerling setzte seinen in der vorigen Sectionssitzung (s. S. 86) abgebrochenen Vortrag über die eigenthümlichen Naturscenarien der einzelnen Kreise Böhmens fort.

Philologische Section am 8. Mai 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Purkyně, Hanuš, Weitenweber, Hattala, Winařický, Dastich; als Gäste die HH.: Dworský, Walter, Novotný, Kolář und Patera.

Das ordentl. Mitglied Hr. M. Hattala hielt einen längeren Vortrag (in böhm. Sprache) über die Veränderung der slavischen Consonanten.

Die ausführliche Abhandlung wird im nächsten (XIV.) Aktenbande der kgl. Gesellschaft aufgenommen werden.

Philosophische Section am 15. Mai 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Hattala, Doucha, v. Leonhardi und Kaulich; als Gast Hr. Dr. Grohmann.

Hr. Grohmann (als Gast) begann eine Reihe von Vorträgen über einige Krankheitsformen im Atharva-Veda.

I. Ueber den Takman. Der Takman war im indischen Alterthume eine sehr gefürchtete Krankheit, die einen lethalen Ausgang sehr leicht zur Folge haben konnte. Sie muss bei einzelnen indischen Völkerschaften endemisch gewesen, zuweilen auch epidemisch aufgetreten sein. Folgende Symptome werden im Atharva-Veda von dieser Krankheit angegeben: 1. Eine unnatürliche Temperatursteigerung des Körpers (*calor praeter naturam*). 2. Frost und Wechsel von Frost und Hitze. 3. Kopfschmerz. 4. Der Kranke hat ein fahles Aussehen, häufig ist zugleich Ikterus vorhanden. 5. Auf der Haut des Kranken erscheinen zuweilen Hautauschläge, welche wohl *pámau*, Krätze, genannt werden, mit der Krätze jedoch nur äussere Aehnlichkeit haben. Complicationen des Takman sind *Kása*, Husten, (Bronchitis) und *Balasa*, Geschwulst, Anschwellung (Hydrops). Die Anfälle des Takman wiederholen sich nach bestimmten Rhythmen, welche mit denen der Malariafieber vollkommen übereinstimmen. Gleich dem Malariafieber

zeigt der Takman auch ein eigenthümliches Verhalten zu den verschiedenen Jahreszeiten: die Regenzeit (varsha) die schwüle Jahreszeit (çarada) und die heisse Jahreszeit (grishma) scheinen eine epidemische Entwicklung des selben besonders zu begünstigen. Aus allem diesen geht hervor, dass wir unter dem Takman des Atharva-Veda Fieber zu verstehen haben, nicht bloss Malariafieber, sondern Fieber überhaupt. im Sinne unserer Volksmedizin, und im Sinne von jvara in der späteren Medicin der Inder.

Der Takman wird ein Sohn des Königs Varuna genannt, weil Varuna, der Rächer begangenen Frevels, mit dem Takman die Menschen straft. Auch Rudra und Agni werden als jene Götter bezeichnet, welche den Takman über die Menschen senden, der letztere vielleicht deshalb, weil die Fieberhitze dem Feuergotte angehört, der erstere, weil er als Sturmgott die Regenzeit, die der Entstehung des Takman günstig ist, herbeiführt.

Die Heilung des Takman geschieht im Atharva-Veda auf mehrfache Weise. 1. Durch Gebet zu den Göttern, um Nachlass der Sündenschuld und um Entfernung der Krankheit, welche sie in Folge der Sündenschuld über den Menschen verhängt haben. 2. Indem man sich unmittelbar an den Dämon wendet, und ihn bittet, den Kranken zu verlassen. 3. Durch Transplantation der Krankheit auf einen Frosch, wie das auch im böhmischen Aberglauben noch stattfindet, und endlich 4. durch die Heilpflanzen Jangida und Kusltha (*costus speciosus*), durch deren zauberische Kraft der böse Dämon vertrieben wird. In Fällen, wo die Krankheit epidemisch in eine Landschaft einbrach, wurde sie durch ein feierliches Opfer in jene Gegenden, wo sie endemisch war, zurückgetrieben.

Historische Section am 22. Mai 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Tomek, Winařický, Zap, Doucha und Storch.

Das ordentl. Mitglied Hr. Tomek las eine Abtheilung seines II. Bandes der Geschichte der Stadt Prag, namentlich über die Topographie der Prager Altstadt im 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts.

Naturwiss.-math. Section am 29. Mai 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Pierre, Amerling, v. Leonhardi; als Gäste die HH. Štolba und Veselý.

Der Secretär der Gesell., Dr. Weitenweber legte vor und besprach J. Barrande's: *Défense des Colonies. Prague et Paris 1865. III.*

Bekanntlich hat unser berühmte Paläontologe, Hr. Joachim Barrande, auf eine vieljährige ungemein genaue Erforschung des Terrains der Prager Umgegend in Bezug auf die hier vorkommenden Etagen des silurischen Systems basirt, bereits im I. Bande seines klassischen Werkes: *Le Systém Silurien du centre de la Bohéme (Prague et Paris 1852)* so wie später im *Bulletin de la Societé geologique de France etc.* seine eigenthümlichen Ansichten über die von ihm sogenannten „Colonien“ aufgestellt und auseinander gesetzt. Da nun diese letzteren von einigen Geologen, namentlich von Hrn. Lippold in Wien, Krejčí in Prag und Anderen angegriffen und bestritten worden sind, fand sich Hr. Barrande bewogen, diesen Gegenstand nochmals wiederholt an Ort und Stelle controllirenden Untersuchungen zu unterziehen, welche wieder ganz zu Gunsten seiner früheren Behauptungen ausfielen. Mit gewohnter Gründlichkeit hat Hr. Barrande dieselben in drei selbständigen Druckschriften unter dem gemeinsamen Titel: *Défense des Colonies* (I. Nov. 1861, II. 11. Fevr. 1862 und III. 1. Mars 1865) veröffentlicht und ist aus diesem gelehrten Streite, wie wir glauben, siegreich hervorgegangen.

Das ausserordentl. Mitglied Freih. v. Leonhardi sprach über neuere Vorkommen einiger böhmischer Characeen und über die Art und Weise, dieselben einzusammeln.

Hr. Fr. Štolba (als Gast) hielt einen Vortrag: Beiträge zur analytischen Chemie.

I. Zur Scheidung der Magnesia von Kali und Natron.

Die guten Resultate, welche ich bei der Scheidung des Kali und Natron von mehreren anderen Oxyden, wie Uranoxyd, Thouerde, Lithion usw. mittelst Anwendung der Kieselflusssäure erhalten hatte, wurden Veranlassung zu Untersuchungen, in wie fern sich diese Methode auch zur Scheidung von der Magnesia anwenden lasse. Zu

diesem Zwecke wurden gewogene Mengen verschiedener Alkalisalze mit den reinen Lösungen von schwefelsaurer und salpetersaurer Magnesia und von Chlormagnesium, als denjenigen zusammengebracht, mit denen man es am meisten zu thun hat. Der Gehalt dieser Lösungen an Magnesiasalz war genau bekannt. Zu den Auflösungen wurde eine genügende Menge Kieselflussssäure, und hierauf hochgradiger Weingeist zugefügt, wornach mittelst eines Glasstäbchens Alles ungerührt und dem ruhigen Absetzen überlassen wurde. Sobald sich das Kieselfluormetall vollständig abgesetzt hatte, wurde es auf einem Filter gesammelt und mit Weingeist ausgewaschen. Die auf diese Weise angestellten Versuche ergaben bezüglich der Scheidung der Magnesia von Kali Folgendes: In Folge der Unlöslichkeit des Kieselfluorkaliums in weingeistiger Flüssigkeit lassen sich in den genannten Magnesiasalzlösungen schon kleine Quantitäten von Kali mit Genauigkeit bestimmen. Will man das Kali in der Form von Kieselfluorkalium aus der Auflösung von schwefelsaurer Magnesia herausfällen, so muss berücksichtigt werden, dass die schwefelsaure Magnesia sich bei einem gewissen Alkoholgehalte der Flüssigkeit auszuscheiden beginnt; es muss demnach der Weingeist in kleinen Antheilen und unter stetem Unrühren nur so lange zugesetzt werden, als noch keine derartige Erscheinung eintritt. — Bei dem Chlormagnesium und der salpetersauren Magnesia ist man in Folge ihrer Löslichkeit in starkem Weingeiste an solche Vorsichtsmassregeln nicht gebunden und kann sogleich das gleiche Volum, oder auch mehr, an hochgradigen Weingeist zusetzen. Das gesammelte und ausgesüsste Kieselfluorkalium wird nach der bereits beschriebenen Art durch Filtriren mit Normalkalilauge bestimmt. Von den zahlreichen in dieser Art angestellten Versuchen will ich hier nur zweier erwähnen, wo bei Anwendung von je 1 gram. krystallisirten reinen Bittersalzes und von 0·005 und 0·010 gm. salpetersauren Kalis je 0·0049 und 0·0098 gm. zurückerhalten wurden. Handelt es sich darum, dass auch die Menge der Magnesia bestimmt werde, so ist es am einfachsten, aus dem weingeistigen Filtrate wieder die Kieselflussssäure zu entfernen. Diess geschieht durch Zusatz einer genügenden Menge von weingeistiger Lösung des essigsauen Kalis. Man lässt sich das ausgeschiedene Kieselfluorkalium gut absetzen, sammelt es am Filter und wäscht es mit einer Mischung gleicher Raumtheile starken Weingeistes und

Wassers aus. Das weingeistige Filtrat wird mit einer Auflösung von Salmiak, phosphorsaurem Ammoniak oder Natron und Aetzammoniak versetzt, und die phosphorsaure Ammonmagnesia auszuschcheiden. Die am Filter gesammelte wird mit Ammoniak ausgesüsst, überhaupt wie gewöhnlich verfahren. Die angestellten Probeanalysen ergaben ganz befriedigende Resultate.

Ist man jedoch nicht genöthigt die Menge der Magnesia in derselben Probe, in welcher das Kali bestimmt wurde, zu ermitteln, so wird die Analyse noch viel einfacher und rascher ausführbar, da man in einem bestimmten Antheile das Kali und in einem zweiten die Magnesia gleichzeitig bestimmen kann. Alsdann lässt sich nach keinem anderen Verfahren eine derartige Analyse ebenso rasch und genau ausführen. Handelt es sich um die Schcidung des Natrons von der Magnesia, so ist es vielweniger gleichgiltig, mit was für einem Magnesiumsalze man es zu thun hat. Ist nämlich wenig Natronsalz zugegen, etwa 0.005 gm. und es soll die Menge des Natrons in einer Auflösung der schwefelsauren Magnesia bestimmt werden, so erhält man in Folge der grösseren Löslichkeit des Kieselfluornatriums und weil die Flüssigkeit nur bis zu einem gewissen Grade mit Weingeist versetzt werden kann ohne Bittersalz auszuschcheiden, ein fehlerhaftes Resultat, indem man durch die Analyse etwa nur die Hälfte des vorhandenen Natronsalzes findet. In diesem besonderen Falle ist demnach dieses Verfahren nicht zu empfehlen. Ist jedoch mehr Natronsalz zugegen, so erhält man ebenso befriedigende Resultate, wie bei Anwendung der gewöhnlich gebrauchten Methoden. Es lässt sich von diesem Verfahren zur Analyse eines mit Glaubersalz verfälschten Bittersalzes vortheilhaft Gebrauch machen.

Ist das Natron in einer Auflösung von Chlormagnesium oder von salpetersaurer Magnesia zu bestimmen, so ist es gut, die Flüssigkeit mit dem doppelten Volum hochgradigen Weingeistes zu vermischen. Man wartet mit der Filtration so lange, bis sich der Niederschlag gut abgesetzt hat. Filtrirt man früher, so setzt sich aus dem Filtrate häufig etwas Kieselfluornatrium ab, wodurch man genöthiget wird, die Filtration zu wiederholen. Die angestellten Probeanalysen ergaben ganz befriedigende Resultate. — Hat man gleichzeitig Kali und Natron von der Magnesia zu scheiden, so müssen die gemeinschaftlich ge-

fällten Kieselfluormetalle nach dem Trocknen entweder in Chloride oder Sulphate überführt werden.

Sollen sie in Chloride überführt werden, so löst man sie mit möglichster Vermeidung jeglichen Verlustes vom Filter los, mengt sie innig mit Salmiakpulver und erhitzt in einem Platintiegel vorsichtig so lange, als sich noch Dämpfe bilden. Das Filter wird mit etwas Salmiakpulver bestreut und bei möglichst niedriger Temperatur verascht. Sowohl diese Asche als auch der Inhalt des Platintiegels werden mit Wasser ausgelaugt, wornach man die Chloride rein in Lösung erhält und nun in gewöhnlicher Art weiter bestimmen kann.

Sollten die Magnesiumsalze freie Säure oder Ammoniumsalze enthalten, so müssen dieselben bei Anwendung der erwähnten Scheidungsmethode durch Glühen vorher beseitigt werden, da sie sonst Verluste bedingen.

II. Zur massanalytischen Bestimmung der Kieselerde.

Die Nothwendigkeit, eine grössere Anzahl Proben von Wasserglas möglichst rasch zu analysiren, führten zu nachstehenden Versuchen einer quantitativen Bestimmung der Kieselerde durch Massanalyse in ihrer Verbindung mit Kali oder Natron. Die Grundlage des Verfahrens beruht auf der möglichen Umwandlung der Kieselerde in Kieselflussäure, respective in Kieselfluorkalium, welche letztere Verbindung, wie bekannt, durch Massanalyse bestimmt werden kann. Gelingt es nun, die Kieselerde in der zu analysirenden Verbindung gänzlich in Kieselfluorkalium zu überführen, und dasselbe ohne Verlust zu sammeln, so ist mit der genauen Bestimmung des Kieselfluorkaliums auch die Kieselerde genau bestimmt, da eine bestimmte Menge Kieselerde einer bestimmten Menge Kieselfluorkalium entspricht.

Berücksichtigt man, dass die Kieselerde (SiO_2) für je ein Aequivalent, wieder 1 Aequivalent (KFl , SiFl_2) liefert, berücksichtigt man ferner, dass das (KFl , SiFl_2) zu seiner Zerlegung 2 Aequivalente Kali fordert, so ergibt sich sogleich, dass ($\text{Si}=14$) gesetzt, je ein CC. der zur Titrirung des schliesslich erhaltenen Kieselfluorkaliums erforderlichen Normalkalilauge 0.015 gm. Kieselerde entsprechen müsse. Es handelte sich nun hauptsächlich darum, auf welche Art man die Kieselerde am besten in Kieselfluorkalium umwandeln könne. Nach vielen Versuchen blieb ich bei folgendem Verfahren stehen. Die ge-

wogene zu analysirende Wasserglaslösung wird mit etwa dem 10-fachen Volum Wassers verdünnt, einige Tropfen Lakmustinctur zugesetzt, und nun Essigsäure zugefügt bis zum Eintritte einer deutlich sauren Reaction. Durch die Essigsäure wird die Kieselerde in Freiheit versetzt, und bleibt in der verdünnten sauren Flüssigkeit aufgelöst. Zu dieser Lösung wird nun eine hinreichende Menge einer bereit gehaltenen sauren Fluorkaliumlösung gebracht, welche mindestens 8-mal so viel Fluorkalium enthält, als man Kieselerde zu vermuthen Grund hat.

Man bereitet diese Fluorkaliumlösung, indem man ein bekanntes Gewicht Fluorkalium in etwa der zehnfachen Menge Wassers auflöst, etwas Lakmustinctur und so viel Essigsäure zufügt, dass die Flüssigkeit deutlich sauer reagirt. Man fügt nun ein gleiches Volum Weingeist zu, wodurch sich nach einiger Zeit etwas Kieselfluorkalium in Folge des gewöhnlichen Gehaltes des Fluorkaliums an Kieselerde absetzt, worauf man durch ein schwedisches Filter filtrirt. Es ist nothwendig den Gehalt dieser Flüssigkeit an Fluorkalium annähernd zu wissen, damit man bei dem Versuche die hinreichende Menge anwenden möge, denn ein Ueberschuss davon schadet nicht, während man bei zu wenig, falsche Resultate erhält. Diese Fluorkaliumlösung kann nicht in Glasgefäßen aufbewahrt werden, indem sie das Glas anätzt und dünne Glasblättchen ablöst. Sie in Platingefäßen aufbewahren zu wollen, wäre unpraktisch, da man selbe zu anderen Zwecken häufig dringend bedarf.

Wahrscheinlich würden sich Gefäße von Guttapercha zur Aufbewahrung eignen; ich pflege jedoch auch von solchen keinen Gebrauch zu machen, sondern von Glasflaschen, die innen mit einer Rinde von Paraffin gut überzogen sind. Die Flasche wird sorgfältig getrocknet, erwärmt und etwas heisses Paraffin eingegossen, umgeschwenkt und ausgegossen, wornach es in der Flasche einen gut haftenden Ueberzug zurücklässt. Dieser haftet noch besser, wenn das Glas vorher mittelst gasförmiger Flusssäure rauh gemacht wird.

Es ist zweckmässig, auch das Becherglas, worin man die Kieselerde als Kieselfluorkalium fällt, immer mit Paraffin ebenfalls zu überziehen, weil es sonst beim längeren Stehen leicht angefressen wird und alsdann kein sicheres Resultat liefert, indem auch etwas Kieselfluorkalium auf Kosten der Kieselerde des Glases entstehen kann.

Man lässt es nun so lange stehen, bis sich das Kieselfluorkalium aus der Lösung, welcher man das gleiche Volum hochgradigen Weingeistes zugefügt hat, vollständig abgesetzt hat, was um so leichter wahrzunehmen ist, da es sich in Form einer vom gerötheten Lakmusfarbstoffe roth gefärbter Schicht ziemlich schnell niederschlägt. Das Absetzen kann noch beschleuniget werden, wenn man das Gefäss in kaltes Wasser einsetzt.

Man filtrirt hernach das Kieselfluorkalium ab, sammelt es auf einem Filter, wäscht das Gefäss, in welchem die Füllung vorgenommen wurde, sowohl, als auch das Filter mit einem Gemisch gleicher Volumina Weingeist und Wasser so lange aus, bis das Filtrat nicht mehr sauer reagirt.

Es ist räthlich das benutzte Filter vorher mit der Fluorkaliumlösung zu benetzen, mit Essigsäure anzusäuern und nach einiger Einwirkung mit heissem Wasser auszusüssen, da sonst ein Theil die Kieselerde des Filters in Kieselfluorkalium übergeführt werden könnte. Sowohl der Trichter, mittelst dessen man filtrirt, als auch das Gefäss, worin man das Filtrat auffängt, müssen mit Paraffin überzogen sein.

Das gesammelte Kieselfluorkalium wird nach der bereits bekannten Art mit Normkalkilauge austitirt.

Die angestellten Probeanalysen ergaben mir sowohl unter sich, als auch mit dem gewichtsanalytischen Resultate eine gute Uebereinstimmung. Als z. B. je 10 CC. eine Lösung von Natronwasserglas, welche nach gewichtsanalytischen Versuchen 0·108 gm. SiO_2 enthielten, in drei Versuchen in gleicher Art untersucht wurden, gebrauchte ich je 7·14 CC., 7·18 CC., 7·23 CC. Normkali entsprechend

$$\left. \begin{array}{l} 0\cdot1071 \\ 0\cdot1077 \\ 0\cdot1084 \end{array} \right\} \text{ gm SiO}_2, \text{ anstatt } 0\cdot108 \text{ gm.}$$

Bei einer anderen Versuchsreihe forderten 10 CC. Wasserglaslösung, worin 0·114 gm Kieselerde enthalten waren 7·65 CC. Normkalkilauge entsprechend 0·11475 gm. Kieselerde. Als 10 CC. dieses Wasserglases in einem Kolben durch Wasserzusatz auf 100 CC. ergänzt wurden, verlangte das ausgeschiedene Kieselfluorkalium 0·8 CC. Normkalkilauge entsprechend 0·0120 gm. Kieselerde, als 10 CC. dieser Lösung analysirt wurden, welche 0·0114 gm. Kieselerde enthielten. Viele andere Versuche mit wechselnden Mengen von Kieselerde, er-

gaben ähnliche günstige Resultate. — Das beschriebene Verfahren wäre einer noch grösseren Anwendung fähig, wenn es nicht nothwendig wäre die Flüssigkeit mit Weingeist zu versetzen, welcher viele Verbindungen fällt. Eine neue Versuchsreihe, in welcher anstatt des Weingeistes gewisse Alkalisalzlösungen verwendet wurden, in denen das Kieselfluorkalium ungemein schwerlöslich ist, gab ziemlich günstige Resultate; es sind jedoch die Versuche noch nicht so weit abgeschlossen, um darüber hier schon heute berichten zu können.

Schliesslich muss ich noch bemerken, dass das oben beschriebene Verfahren der quantitativen Bestimmung der Kieselerde natürlich auch dazu dienen könne, dieselbe qualitativ nachzuweisen, wo man in ganz gleicher Art verfährt. Nur muss man ein reines, nicht mit Paraffin überzogenes Glasgefäss nehmen, um das Kieselfluorkalium leichter sehen zu können. Sollte der Absatz von Kieselfluorkalium nicht deutlich genug wahrnehmbar sein, so braucht man nur mittelst eines Glasstäbchens die Flüssigkeit umzurühren, wodurch die Theilchen vom Boden gehoben und so deutlich sichtbar werden. Es gelang mir in dieser Art schon kleine Quantitäten Kieselerde nachzuweisen. Da sich, wie erwähnt, das Kieselfluorkalium rasch absetzt, so hat man hiebei einen nachtheiligen Einfluss des Glasgefässes um so weniger zu befürchten, da man in reinen Glasgefässen selbst quantitative Bestimmungen ausführen kann, wenn die Flüssigkeit gleich nach dem Absetzen filtrirt wird.

Im Mai 1865 eingelangte Druckschriften.

B. Silliman and J. Dana. The American Journal of science and arts. New Haven 1865. Second Series. Vol. XXXIX. No. 116.

Fr. Palacký Geschichte von Böhmen. 3. Abdruck. Prag 1864. I. Band. — Prag 1865. V. Bandes I. Abtheil.

Fr. Palacký Archiv český čili staré písemné památky české i moravské. V Praze 1862—64. V. díl, svazek 21—25.

Fichte, Ulrichi und Wirth Zeitschrift für Philosophie usw. Halle 1865. XLVI. Bandes 2. Heft.

Magazin der Literatur des Auslandes. Berlin 1865. No. 17—20.

Hospodářské noviny. V Praze 1865, ročník XVI. číslo 17—20.

Wochenblatt für Land-, Forst- und Hauswirthschaft. Prag 1865.
Nro. 19—22.

The Quaterly Review. London, January 1865. Nro. 233.

Schweizerisches Urkundenregister usw. Bern 1863 I. 1. 1865

I. 2. Heft.

Archiv für schweizerische Geschichte. XIV. Band. Zürich 1864.

Jahresbericht des physicalischen Vereins zu Frankfurt a. M. für
1863—64.

J. Barrande Défense des Colonies. III. Etude générale sur nos
étages G—H avec application spéciale aux environs de Hlubočep près
Prague. 1. mars 1865. (Vom Hrn. Verfasser.)

Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien. 1865. XV.
Band Nro. 1.

Jahresbericht der Gesellsch. für Natur- und Heilkunde in Dresden.
für 1863—64.

J. B. Ullersperger Memoria sobre la influencia del cultivo
del arroz y exposicion etc. premiada por la real Academia de medi-
cina de Madrid. 1864. (Vom Hrn. Verfasser.)

Archiv für hessische Geschichte. Darmstadt 1865. XI. Band
1. Heft.

Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart. LXXVI—LXXX.
(Ayrer's Drama, herausgeb. von Ad. v. Keller 1—V. Band.) Stutt-
gart 1865.

Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. Berlin 1865. Nr. 4.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, redigirt von
Giebel und Siewert. Berlin. Jahrgang 1864. XXIV. Band.

K. VI. Zap, Česko-moravská Kronika. V Praze 1865 sešit 20.
(Vom Hrn. Redacteur.)

Memorie del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Milano
1865. Classe de lettere etc. Vol. X. fasc. 1. — Classe di scienze
math. e naturali. Vol. X. fasc. 1.

Rendiconti etc. Classe math. Vol. I. fasc. 8—10 und Vol. II. 1, 2.

Jahrbuch des naturhistor. Landesmuseums von Kärnthen. Kla-
genfurt 1864. 6. Heft.

Lotos. Zeitschrift für Naturwissenschaften, redig. von W. R. Wei-
tenweber. Prag. Jahrg. 1865 Mai.

Philologische Section am 12. Juni 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Tomck, Hattala, Winařický, Zap; als Gäste die HH. Lepař und Týn.

Das ordentl. Mitglied, Hr. Hattala führte den Beweis, dass es auch im Neubulgarischen noch Nasalvocale *a* und *e* gebe.

Philosophische Section am 19. Juni 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Hanuš, Hattala, Nebeský und Winařický.

Das ordentl. Mitglied, Hr. Hanuš trug (in böhmischer Sprache) seine skeptischen Bemerkungen darüber vor, ob je von den heidnischen Slaven eine Göttin unter dem Namen *Živa* verehrt worden sei.

O bohyni *Živě*.

Ve všech téměř bájeslovích uvádí se i bohyně *Živa*. Co nejstarší doklad její bytnosti slouží stať jedna v kronice latinské Helmolda, psané okolo roku 1160. Čteme tam v první knize (kapitole 52) jak následuje: „Invaluit in diebus illis (Pribislao rege Polaborum) per universam Slaviam multiplex idolorum cultura, errorque superstitionum. Nam praeter lucos atque penates, quibus agri et oppida redundabant, primi et praecipui erant Proue, deus Aldenburgensis terrae, Siwa, dea Polaborum, Radigast, deus terrae Obotritorum. His dicati erant flamines et sacrificiorum libamenta, multiplexque religionis cultus.“ Tato „Siwa“ čte se co *Živa*, co je však velmi pochybné. Neboť nestává ještě veskrz spolehlivého vydání Helmoldovy kroniky, jako je kroniky Thietmarovy v Pertzových Monumenta, neznámeť tudíž formy slova tohoto rukopisné, abychom mohli kriticky na pravou formu uhoditi, kterouž úsečně a správně sotva udal Němec Helmold při vši své poctivosti, i kdyby opisy a tištěné knihy k tomu ještě nebyly spotvořovaly podané Helmoldem tvary slovanských slov. Jméno boha Proue čtou a píšou kn př. jednou též: Proven, podruhé Prone, Prono; Siwa tak též jednou Synna, což zajisté nedodává bezpečnosti, čísti a vykládati ihned slovo to „*Živou*“, poněvadž na tom místě Helmoldem jsme se jen dozvěděli,

že nějaká bohyně slovanská se jako v trojici nejhlavnějších bohů polabských ctí na konci 11. a na začátku 12. st. v hlavním městě Ratiboři (Racenburg. Šafařík starož. 309). Vrátime se však k ní ještě nížeji.

Druhou starou zprávu podávají nám podle domněni obecného české glossy Vacerádovy v slovníku Mater Verborem, jenž se co rukopis z r. 1302 chová v českém Museu. Jmenují ji tam třikrát, ba vlastně čtyřikrát, beřeme-li ohled i na titulní miniaturu. Poza-
stavmež se hned u něho. Na prvním listě rukopisu je velká miniatura, jež na dolejší části vyobrazuje ženštinu polouahou, která v obou rukou drží, jak jedni vidí, květiny, jak druzí, klasy. Má nad sebou nápis: ESTAS SIVA. Toto Siva je prý Živa, již jednou text: diva, dea (str. 83), podruhé: dea frumenti, Ceres (str. 68), po třetí ale jen interlineárně či meziřádkovou glossou text: Ceres, fruges, frumentum vel dea frumenti (str. 409) opět co siua podává. Není však víře podobno, že by to slovo siva na miniatuře bylo české, poněvadž Mater Verborum je velký encyclopaedický spis latinský, hlavně za tím účelem sestavený, aby latinou středověkou vyjašňoval hlavně hebrejská a řecká jména osob, míst, důstojností a p. České a německé glossy nalézají se v něm jen porůznu. Je tudíž více než pochybno, že by se hlavní či titulní jeho obraz měl vztahovati na jedinkou glossu českou, na glossu, která se k tomu ještě v textu jinak píše (Siua) a jinak vykládá, nežli aestas. Mám tudíž za to, že výraz Siva na obrázce je hebrejské slovo Sivan, jméno to měsíce, jenž běžel od novoměsíce v červnu až do novoměsíce v červenci (J. Fürst hebr. und chald. Handwörterbuch Leipz. 1863. II. B. str. 79. a.), odpovídaje tudíž latinskému aestas, léto. Mluvit o něm i Mater Verborum sama, rukopisní ve formě „Siban“ na listech 190. 316.; tištěná ve formě „Sidan“ na str. 410. vykládajíc jej co maius, mensis tertius. Obě Mater verborum oplývají chybami pravopisními a tiskovými, pročež není i divno, že miniatura píše Siva místo Sivan. Podle toho nemá miniaturní „Siva“ ničehož co činiti s glossami českými znějícími písmem: Siua, o nichž promluvíme nížeji obšírně. Tyto tři glossy: „Siua“ mohli by se ovšem čísti Živa, poněvadž Vacerád píše i „živok, animal“ písménky „siuok“. Živa odpovídala by pak jednak latinskému diva, dea, jinak latinskému: fruges, frumentum, Ceres, dea frumenti.

Proti jedné glosse dalo by se ovšem namítati, že stojí, jak shledáme, tam, kde stojí v latinském tištěném textu siue t. j. sive (oder), že totiž opisovač starý latinské sive proměnil v siva, z čeho by opět souditi se dalo, že i tam, kde v rukopise Mat. Verb. stojí siva, mohlo a mělo by snad státi sive. Této poslední pochybnosti stojí však naproti, že glossa meziřádková na str. 409 nad slovo Ceres položila slovo siua veskrz zřetelně. Ti učenci ovšem, již mají glossy meziřádkové za podezřelé; nepokladou na to žádné váhy, než na jiném místě bylo již doloženo, že podezřívání to nemá podstatnosti nižádné. Co do obrázku samého na miniatuře titulní je podobný vyobrazením starým v kalendářích a to panny co souhvězdí v zvěrokruhu: míním tu ovšem kalendáře rukopisné pergamenové, jako je ku př. jeden v čís. knihovně Pražské pod sign. 13. C. 1., v nichž při máji tu „pannu“ nalezáme, ana v rukou kvítí drží podobným způsobem, jako ona „aestas, Siva“ v rukopisné Mater Verb. v museum, u které panny zodiak naznačen je modrým pruhem, přes čelo panny běžícím, co výklad náš, že tu Siva je jméno hebrejské měsíce máje, ztvzuje. V rukopisné Mat. Verb. glossuje se měsíc máj jednou slovem izok (str. 190), po druhé: Yzok, Sibán (str. 316), které slovo v staroslovanštině co izokъ znamená i červen i svrčka (cikadu). jak Miklosić (lex. 1850 str. 56) dokládá, jako opětný dovod, že i při „Siban“ se myslelo na léto (aestas). Pustítež tedy obraz ten miniaturní veskrz mimo sebe, navracejíce se ke glossám „Siua“.

Mohlo by to snad znamenati tuže bohyni, již Helmold nazval Siwa. Ve mnohém velmi důkladná „Studia z mythologie české,“ jež pan J. Jireček r. 1863 v musejníku uveřejnil, dávají na str. 157 a jinde na jevo, že Mater Verborum je důležitým pramenem mythologie polabské, co se však čerpání z ní pro bájeslovi české týká, tu že nelze jinak postupovati, leč s přísnou kritikou, poněvadž prý Vacerád o bozích svých se hlavně dozvěděl z kronik polabských. Než zdá se nám přece, že J. Jireček tu příliš přísný výrok vydal. ač se k nutnosti kritiky milerádi přitulíme, jež je u nás všude nutna. hlavně pak v bájeslovi slovanském, poněvadž se posud. právě z nedostatku kritiky u nás vyvinulo jen báječné bájesloví. Že tu v skutku J. Jireček příliš přísně soudí, viděti na nejednom zjevu. Tak dokládá ku př. též, že i svého Peruna Slované si z Německa, nápodobňujice hlaholem slovanským jméno Douara, převzali. Pokračovalo-li by se

však tím přepřísným kritickým způsobem dále, pak by se ze starožitností Slovanských a českých zvláště stala skoro holá tabula rasa, což předce proti vůbec uznané zásadě, že základové vzdělanosti, tudíž i bájesloví, u všech pranárodů indoeuropských byli stejní, poněvadž všeobecní, bojuje. Podobným způsobem zdají se nám zprávy Vacerádovy, ač se ovšem z nich ráz středověký setřítí nedá, veskrz jiného charakteru býti, nežli zprávy kronikářů polabských, mělť t. Vacerád za hlavní směr svůj, slovník *Mater Verborum* co možná českým neb Čechům přístupnějším učiniti, překládaje a vykládaje česky, co našel v něm přeloženo německy a vyloženo latinsky, budiž to již pouhé slovo, budiž to věc, ku př. *aratrum*, *pluh* (str. 18.) *plecto*, *vlichto*, *pletu* (str. 117). — *Mercurius a mercibus est dictus*, *Radihost*, vnuk *Kirtov* (str. 447.), *Illirie regio*, *Slovanska zemie* (str. 154). Formu: *Radihost* nenašel Vacerád v žádné kronice latinské, kde se píše: *Radegastus* nebo *Riedegost*, formu: *Zvarasici* neb *Lvarazici* našel sice, nepřevzal však do gloss svých: taktěž jsou jména: vnuk *Kirtov*, *Sytivrat* a mnohá jiná veskrz neznámá kronikám; na důkaz, že Vacerád vládl hojnému pokladu vlastních svých vědomostí. Tam, kde v textu latinském stojí: *Mercurius nepos Atlantis* t. j. v prvním a pravém slovníku *Mat. Verb.* (tisk. str. 263. 1. sloupec) nepřipsal ničehož, v druhém slovníčku ale, kde jen stojí: *M. a mercibus est dictus* (tisk. str. 543. sloupec 1.) připsal: vnuk *Kirtov*, na důkaz, že samostatně si počínal. A v skutku, kde by se byl z kronik polabských dozvěděl slov, jako jsou: *žirtva*, *holocaustum*, *žarovišce*, *rogum*, *vilkodlaci*, *incubi*, *Veleš*, *Pan*, *svor*, *zodiacus*, *skret*, *daemon*, *raj*, *paradisus*, *prěšera*, *portentum*, *ohnišćenin*, *libertus*, *navazač*, *haruspex*, *Morana*, *Hecate* a p. .

Máme tudíž i slovo „*Siua*“ u Vaceráda za domácí, ba domýšlime se, že je jiného kořene a jiného znění nežli *Helmoldova* „*Siwa*“, *dea Polaborum*. Posud se tato hlavně kronikáři středověkými četla a vykládala co *Dzjeva*, *Děvana*, *Venus*, *Krasopaní* — *Vacerádova* „*Siua*“ však čtla se téměř bezvýminečně co *Živa*; než nedostávalo se i vykládačů, již měli *Djevu* a *Živu* za totožnou.

Proti výkladu *Helmoldovy Siwy* co *Živy* opíral se první *Dobrovský* v *Slavínu*, neb praví při úvaze o *Kaysarové bájesloví slovanském* takto: „*Siwa die göttin des lebens bei den Polaben. Dies*

ist die gewöhnliche Erklärung, weil man dabei an živ, živa, vivus, viva dachte. Hätte man nicht vielmehr an den indischen Shiva denken sollen? Sonderbar genug, dass die slavischen Mythologen nicht darauf verfallen sind, ihre Götternamen in Indien zu suchen“ (str. 413. edit. princ.). Vyplnilo se v skutku toto přání Dobrovského a bohužel v přehojné míře, neb vedlo pacesím neslučdnějším ještě, než jim zaváděla bohyně Živa; neboť dal se tu slovutný jazykozpytec zavésti pouhým zvukem Helmoldovy Siwy a indického Shiva. Šafařík však držel se bohyně Živy; nehledal jí ovšem v Indii, ale v bájesloví skandinávském. Pravit ve svých starožitnostech: „Slovanská Prija (Venus) slula u dřevných Skandinavcův Freya, přijmím Vanadis, t. vendická bohyně. Skandinávská Sif (st. něm. Sippia, ags. Sib) lot. Seewa jest naše Živa a Wöla naše Vila (str. 51. edit. princ.). Avšak i toto srovnání Živa — Sif nezdá se, že vede k účelu zadanému. Jméno skandinávské bohyně Sif (goth. sibja, st. něm. sippia, angl. sibbe, sib, J. Grimm, d. myth. 286. Mannhardt, Zeitschr. f. d. myth. II. 331.) neodráží se t. v slovanském slově živ-a, než bezpochybí ve slově žup-a (srov. st. slov. županъ, k čemuž srovnává Miklosich, lexis 1865. str. 201. b. goth. siponeis, discipulus, pruské: supūni, mater familias, litev. župonė, id. a mađar. ispan). Význam však bohyně Sif, že byla t. ženou Thóra (Donara) a že měla zlaté vlasy, může ovšem státi v souvislém báječném poměru s bohyní „Siwa“, jak my ji t. vyložíme. Co se však správnosti týká, že Šafařík a Palacký ve svém spisu die ältesten Denkmäler d. böhm. Sprache (1841. str. 231. a) glossu Vaceradovu: „siua“ čtou: živa, není nic proti ní co namítati, poněvadž obdoba pravopisu Vacerádova aspoň z jedné strany ji podporuje, an Vacerád též píše: siuok=živok, animal (str. 144), bla su=blažu, blažím, beo (str. 31), saha dlo=žáhadlo, cauterio (str. 46), pasit=pažit, cespis (str. 131). Avšak takto čísti a vykládati není nutno, poněvadž Vacerádův nejapný pravopis i jinému čtení podává rukověť; píšeť t. též: salase=salaše, casa pastoralis (str. 193), san=saň, serpens (str. 114), sytiwrat=Sitivrat, Saturnus, jak opět Šafařík a Palacký čtou a vykládají (l. c.). Taková nejasnost a nejistota pamuje i ze strany výkladu Helmoldovy bohyně Siwa, neboť jakožt juž výše jsme se toho byli dotkli, čtou podle Bangerta někteří rukopisové místo: Siwa i Synna, co Eccard (duo monumenta perantiqua cap. IV. §. 25. pag. 67, 68.) vztahuje na jméno

kláštera Synna při Jutroboze. Bylo-li by tomu tak, mizela by veskrz nějaká obdoba se „Siwa.“ Jistotu přinese teprva Pertz, jest-li že vydá Helmolda se vším různočtením v rukopisech. Než na ten čas předce volno, zavrhovati slovo Synna co neslovanské a různočtení si vysvětliti tím, že slovo Siwa v starších rukopisech se asi psalo Syuua, co pak někdo mylně četl a psal Synna.

Čím sporejší a záhadnější jsou pravá a stará zřídla o bohyni „Siwa“, „Siua“: tím výmluvnější a obrazovitější jsou středověcí kronikáři 15—17. věku, u nichž bys chladnou a rozumnou soudnost darmo hledal. Dám toho jen několik, ale makavých příkladů, jichž dosti bude, poněvadž každý kronikář pozdější rád pívějších opisuje. Známa stará kniha: *Chronica der Sachsen* podává (ad annum 1134 fol. 9.) následující zprávu o Sivě: „Unde de affgodinne de heytt siven, de hadde de hende ouver ruggen, in der eynen hand hadde sy eynen gülden appel, unde in der anderen hand hadde se ein wyn-druueben mit eynem groningen Blade und öre hare hangede ö went in de waden“: kronika ta přidala tomu i podobiznu, již i s výkladem převzal i Bangertus, vydavatel *Helmoldův* r. 1659. Čím by však výklad té staré kroniky a popis odůvodněn byl, o tom nikde se neděje ani zmínky.

Jistý Abraham Hoszman vydal r. 1616 v Budišíně německý spis o chrámu Venerý v Brně, jehož prý r. 367 král moravský Merovius vystavěl, jmenovav bohyni tu: „Parthenian“, tudíž Děvu. Spis je velmi fídký, ale zachoval se v latinském překladu Bohusl. Balbina v 1. svazku: *Miscellanea historica regni Bohemiae* (Pragae, Černochoch 1679. str. 163. 164). Odvolává se co do dokladu na zprávy Jana Turpina, Salmutha, Spauberga, Morice Brandta, z nich pro stáří své jediný Turpin zde by padl na váhu, jelikož ostatní na něho jen se odvolávají. Turpinus žil prý v 9. století, psav historii o císaři Karlu Velikém. Než sám starý Jöcher praví, že tato historie je jen „ein erdichteter Roman, welcher von einem Betrüger, der im 11. oder 12. Jahrhunderte gelebt, unter des Turpini Namen edirt worden.“ I Balbin sám, ač bývá mnohdy nekritický, připojuje: „majorem difficultatem movet historica veritas, quis enim Merovius ao 367 in Moravia regnavit? — Turpinum, magnum alioqui fabulatorem sursum deorsum pervolutavi, nihilque istorum inveni“ A v skutku nenajdeš tam mimo článek: „de idolo Mahumeth“ ničehož,

co by se jakési Partheniy - Děvy týkalo. Hoszman výše dotčený popisuje sochu bohyně Děvy půvabnými slovy: *simulacrum nudum, admirandi operis ad justam virginis formosissimae figuram conformatum stabat, oculi erant ludibundi, melliti, illecebrarum plenissimi*“ atd. „*Curru aureo vehebatur, quem duo albuli columbuli et duo cygni trahebant. Adstabant tres nudae virgines*“ etc. Z těchto lichých zpráv obrazivost Jana Jiřího Středovského, faráře Moravského, jenž r. 1710 vydal: *sacram Moraviae historiam* (Solisbaci, Lehman, 4^o) vyvedl rozkošné bájesloví, jež netoliko do podrobná zná Helmoldovu „Siwu“, než i „Děvu“ Hoszmanovu, kterouž též stkvostným obrazem poctil i se třemi jejími nahými krásotinkami. Praví: „*Inter praecipua Slavorum numina referebatur etiam Siwa seu Dziwa, cuius deminutivum Dzivica adhuc in usu est et virginem Slavis significat. Et haec Polaborum qui sunt Raceburgenses Venus fuit.*“ Odvolává se Středovský výslovně na Bangertovo vydání Helmolda (Lubecae 1659 str. 127). „*Apud Moravos Venus seu Krasopani dicta etiam Zyzilia longe magnificentiori celebrabatur cultu*“ a pouští se pak do vypravování Hoszmanova podle Balbina. Tuto Krasopani - Zyzilii počítá mezi vyšší bohy Moravců, co menší jich bohy a bohyně uvádí pak ještě mezi jinými i „*Marzena - Diana, Živěna - Ceres,*“ aniž by jich jinak, určitě a správně, doložil, jako přídavků svých k Helmoldovi a Hoszmanovi. Právem tudíž jmenuje Palacký (v dějinách I. 1. str. 135) Středovského Hájka Moravského. Avšak jako v Hájku mnoho bájeslovného se zachovalo, taktéž jsou i v Středovském jména připojená: Dziva, Dzivica, Zyzilia pozoru hodna, jak nížeji shledáme, kdežto jméno krasopani jen středověký výraz je pro planetu Venus, ničehož nemajíc společného s dotčenými slovy starožitnými. Mařena je známá bohyně Morana, Živěna, však Středovským utvořená z polského Dzievana, Děvana, Děva. I náš Vacerad zná děvice co parthenos, virgo (str. 241) a Děvanu co „*letničina i perunova dei*“ (str. 76).

Výraz však Živa, Živěna není co do bájesloví ničím doložitelný. Národní písně všech Slovanů neznají jí veskrz, ač předce dobře znají domnělou protivu její Móru, Mûru, Moranu. Taktéž se národní pořekadla, přísloví a pověry nikdy Živy netýkají. Kralodvorský Rukopis jmenuje výslovně Moranu, nikoli však Živu co protivu Morany, nýbrž Vesnu, a při obřadu jarním vynášení Morany přináší

se opět nikoli Živa, Živěna do vsi, než léto neb máj v podobě zeleného stromku. Polák Dlu-goš zprávu dáváje o vynášení smrti na neděli Laetare u Poláků praví, že za svých dnů (1415 — 1480) modly nikoli Morany a Živeny, než modly Dzievany a Marzany nosili na žerdích (in longo ligno extollentibus, vydání 1711, fol. 94). Viděti ze všeho, že jméno Živa co bohyně povstalo dílem z výkladu slova Siva, dílem zpotvořením výrazu Dzieva, Dzievana, poněvadž nikde se nenalezá o ní nějaká spolehlivá zpráva. Nic méně žila živě Živa aspoň v obrazotvornosti archeologů českých, žilat na obrázku Vaceradově, vykopalať se i podobizna její na Vyšehradě a to na jedné míse, kteráž za drahý peníz se sbírkou Pachlovou přišla do národního musea, až se tam pak najednou proměnila v pannu Marii. (Wiener Sitz. Ber. philos. hist. Classe, 11. Band, Jg. 1853. S. 760.)

Avšak na pohled zdá se, že jsme bojujíce proti bohyni Živě jedno důležité místo kronikářské naschvál vypustili z našeho vypravování. Je to místo, jenž se u kronikaře Prokoše či Prokosia nalezá. Psalť prý Prokoš v 10. století knihu, jež roku 1825 pod titulem vyšla: *Kronika polska przez Prokosza ve Varšavě a latinsky co Chronicon Slavosarmaticum Procosii roku 1827 tamtéž*. V latinském vydání praví se na str. 113 takto: „Divinitati Zywie fanum exstructum erat in monte ab eiusdem nomine Ziwiec dicto, ubi primis diebus mensis maji innumerus populus pie conveniens, precabatur ab ea, quae vitae autor habebatur, longam et prosperam valetudinem. Praecipue tamen litabatur ei ab iis, qui primum cantum cuculi andivissent, ominantes superstitiose, tot annos se victuros, quoties vocem repetisset. Opinabantur enim supremum hunc universi moderatorem transfigurari in cuculum, ut ipsis annuociaret vitae tempora.“

Tato zpráva je velmi nejasna, neboť nesezná se z ní ani, mluví-li Prokoš o bohu („hunc supremum universi moderatorem“), nebo o bohyni („quae vitae autor habebatur“). Než zdá se, že Prokoš mluvil o Bohu, jelikož ženská forma „quae“ mluvnicky nutná byla pro výraz „divinitas.“ Tomu však stojí naproti, že u všech Slovanů kukulka je ženského rodu, jako u Latinů a Němců rodu mužského. Neví se tudíž s jistotou, jmenoval-li se podle Prokoše „divinitas Zywiec“, n. nebo „Žywa“ f. Text polský pomohl by ovšem snadně z této rozpačitosti, než v něm, jenž dvě léta před latinským

vyšel, hledal bys toho celého místa nadarmo! Ale i text latinský a celá tudíž kronika polská Prokošova je hrubý vynález pozdějších století, poněvadž Prokoš nemohl žít v 10. století (Srovn. Jos. Dobrovského ve Wiener Jahrbücher 32. Band, str. 77—80). A v skutku vězí v celé té knize podivný literární podvod. Jsou to totiž vlastně dvě kroniky a to obě zdánlivé: jedna prý od prvního arcibiskupa krakovského Prokoše psána, též prý „Prochorus“ zvaného, jenž zemřel r. 986. Praví se, že psal latinsky dějinstvo Slovano-Sarmatické, počínající již 2000 let před Kristem a zasahající až do r. 992 po Kristu — druhá kronika je hraběte Kagnimira z Gory, počínající tam, kde Prochorus končil, k tomu napsavši ještě pojednání o polských šlacheckých rodinách a jich erbech. Tajný účel obou těchto kronik podvržených je netoliko starožitnost rodin polských na jevo vynést, než i doložit, že celý národ, ba stát polský již v dávných stoletích před Kristem v neobyčejné slávě se stkvěl, ku kterým dokladům použito právě starých pověstí. Totéž podává i měřítko, pokud kriticky lze ohled bráti na tyto kroniky. Než nepodejmež se radosti, že aspoň co do pověstí a báječného podání máme skutečné kroniky Prokoše a Kagnimira před sebou. Obě kroniky nezachovaly se t., jak předmluva v knize tištěné udává, nýbrž teprva v 18. století (!) našla se najednou novopolská práce, v které obě kroniky spracovány a vyloženy byly, a tuto práci novopolskou opět přepracovanou vydal pak r. 1825 někdo neznámý polsky ve Varšavě, pak r. 1827 i latinsky. Abychom na chatrnou spolehlivost tištěné knihy poukázati mohli, uvádíme z ní, že mnohá století před Kristem byl již stát sarmato-polský proslaven, v němž kralovali neb aspoň panovali mezi jinými: Sarmata, Car, Ščyt, Vandal, Listig, jenž s Alexandrem Vel. válčil, pak Poznaň, Sandomír, Lublin, Lech atd. Lech byl bratr „Bojema a Rusa“ za časů Julia Caesara, s nímž i bojoval. Mezi písaři polskými byl prý i kronikář Vojan „za pogańskich iešče królów żyjący, dobře před narodeniem božym na lat kilka set, ktorý piervšy z hieroglifčnych pism vynalazlšy swoim přemyslem litery one Slovakom, Lechitom, Venedom, Dořyngom, Serbom, Polabom, Polanom, Polachom albo Polakom k užyvaniu v następujący sposób zostavil: Ala, Byt, glava, dom, aia, woy, zewa, kam, ten, lek, jia, nebo, mamó, oy, šlava, jest, fa, cyt, knia, rez, ypo, ubo, xagugna, pan“ (str. 249, 250)! —

Dosti zajisté toho, by se přesvědčení jasného dobylo, že jen s nej-
přísnější sudbou lze i pověstí bájeslovních používati z kroniky oné.
Následujmež tu Jakuba Grimma, jenž tu kroniku ve své *deutsche*
mythologie (str. 643) cituje, avšak ne snad pro bohyni Živu, již
Grimm ani nezná co bohyni slovanskou, než pro mythický poměr že-
žulky. A v skutku bude snad v oné zprávě jen to pravdivé,
že Poláci na jaře slavili slavnost, při níž kukačky se vzpomínalo,
k ostatku dalo snad jen jméno městečka Żywiec, Żywiec, co nyní
spotvořeno je Sypusch a Seybusch, nějaké příčiny. Starý kro-
nikář polský Długoś nezná žádný vrch Zywiec, jako jej zná Prokoś,
než jen městečko Żywiec pod vrchem Baba a na blízku vrchu
Dzjevky (fol. 34. l. c.), připouští však ovšem, že znali Poláci boha
života Żywiec, a Dzjevanna že prý byla u nich „Diana“ (fol. 37).
Blízkost těch vrchů pod jmenem Bába a Dzjevka je báječně dů-
ležitá, neb vidíme v nich protivu výše naznačenou Morany a Vesny,
Mařany a Dziewany t. j. zimy a léta v podobě stařeny a mla-
dice: a kdo bájesloví slovanské zná, ví, že i tyto protivy jsou jen
zdánlivé, že t. Vesna neb Děva (Dzjevana) jen je omlazená Mo-
rana a Bába, a Morana či Bába opět jen sestárlá Vesna či Děva.
Na jméno Bába vztahovala se snad tudíž původně pověst v Prokoši
zachovaná: „*quae vitae autor habebatur*,“ neb právě Bába
je to, jež se bájeslovně hojně jeví co Rodenice (Sudička) a
tato mohla též kukulkou lidem zvěstovati, kolik let budou žíti. Sou-
visí-li s tímto jméno městečka Żywiec čili nic, těžko uhodnouti, po-
něvadž nynější formy Sypusch a Seybusch i na jinou původní
formu toho jména kázati by mohly. Avšak i kdyby souvislosti té bylo
a jméno Żywiec by bylo starožitné, nemluvilo by toto pro bohyni
Živu, poněvadž tvar živa je významu skoro trpného, nikoli
činného (živ, živa, živo), že všicci bohové jsou „věkožižní“, a
nikoli jen jedna bohyně živa. Pravdou je ovšem, že v národních
pověstech „živá voda naproti se staví mrtvé vodě“ ve smyslu oži-
vující, rány zacelující, co by se dobře hodilo k významu Vesny
naproti Moraně: avšak je to dilem smysl jen přenešený, jelikož výrazy:
živý plot, živé stříbro (rtuť) původně znamenají jen pohybující se,
rostoucí, nikdy však život dávající, dilem musila by bájeslovní forma
Živa vůbec doložena býti, co právě nikde není. Polští bájeslovci
neznajíce bohyni Živu, drží se jakéhos boha Żywiec, rodu nižádného,

pošlého ze zprávy Prokošovy neb jí podobné kronikářské. Viděti to z výkladův jich, Kromer ku př. upustiv od obzvláštnosti boha neb bohyně vykládá slovo středního rodu *żywię* toliko slovy všeobecnými: „żyvotnym albo żyjącym.“ Naruszewicz (hist. nar. polsk. 1786. 2, 33.) dotýká se jeho slovy: „Lyčili Polaci między bogami swemi *Żywię*, jakoby duch ożywiający t. i. Venerę (!) albo miłość, matkę wszelkiego tworu,“ z čehož viděti, že mu základ pevný, bájeslovný ucházal, poněvadž v samých protivách se pohybuje: *Żywię* je t. 1. duch oživující, 2. pak Venus, láska, 3. matka, tudíž co kdo chce na výběr. Ba i slavný Linde nevychází z této neurčitosti ve svém slovníku (VI. sv. str. 1071) vykládaje to holými slovy: „*lebensgeist, lebensgott, lebensgöttin*, bohemice zevěna, carniolice sejvina, Ceres.“ Ještě hůř to vypadá u Lindeho v předmluvě k slovníku, kde srovnává bohy řka: „Cerera, Mařana u Čechov Zevena, u Kraincu Sejvina, u našich zas Dzjevana, Dzivena, Zievonja, Diva, tož co Diana!“ Základná je i tu, jak jsme výše již seznali, jen „Dzjevana, Děvana, Děva“ a česká Zevena jako polská Zievonja ničím jiným než jich pokaženým jménem. K „Sejvině“ Krainců přidáme ještě zprávu Lienharta ve Versuch einer Gesch. von Krain, II. 259. jak ji podává slavný bájozpytec Bernardi ve svých Bausteine zur slav. Mythologie (Jahrbücher. 1844. str. 103.): „Die Krainer nennen den Planeten Venus Shiwa (*Živa*), welches so viel heissen würde, als die belebende.“ Avšak darmo jsme hledali, bychom u Krainců spolehlivých těch výrazů se dobrali, nenašli jsme ni Sejvinu ni Živu, a nebude to opět nic jiného, než že se Sejvina promění v Dzjevanu a Shiva v Dzievu, není-li u Krainců snad Živa tak uměle tvořena jako u nás Krasopaní = Venus. U „Mikalia“, 1649, našli jsme jen danica, zvjezda, stella, Diana; u „Volltigg“, 1802 taktéž: danica, lucifero, stella Venere; u „Ballmann“ 1839 danica, jutrenica, zvjezda večernaja, Venus; u „Balukić“ 1849: danica stella di Venere, živa, rtuť, argentum vivum.

I v literatuře české nenajdeme pro Živěnu, Živu nižádných podstatných dokladů. Tak nezná Jungmann ve svém slovníku mimo Mater Verb. a mnohomluvného Kroka ani jediný pravý doklad pro ni (V. 825), a opatrný Jos. Jireček opominul ve svých kritických studiích o mythologii slovanské veskrz tu bohyni Živu!

Nebylo jí bezpochyby nikdy a vše, co posud o ní mluveno, vlo-

ženo jen co výklad do Helmoldova slova: Siwa, dea Polaborum a Vaceradova Siua, Frumentum, Ceres. Ostatek přibásněn dílem z významu Venus a Diana, dílem z výrazů: Dziewa, Dziewana! — Avšak znatelé starožitností slovanských namítnou snad ještě, že tu posud — a to snad úmyslně — je stranou nechán jeden z nejdůležitějších pramenů o bytosti Živy bohyně t. j. Prilvické či Obotritské starožitnosti vydávané Maschem a Wogenem r. 1771 v Berlíně pod titulem: die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra am Tollenzer See. Tam v skutku i boha Zibog i bohyni Sieba a to šoškami a runami zaručené s obdivním před sebou shledáváme. Kdo by však nesmyslnou a podvodnou knihu tu za našich dnů ještě za správný pramen bájesloví slovanského míti mohl, ten by věru nezasluhoval jméno pravého skoumatele báji slovanských (Zur slav. runenfrage. Wien, 1855 str. 13 — 19).

Než vizmež předce, co tam kloudného je psáno 1. ze strany Ziboga (str. 86 — 88). Ze sošky jeho zachovala se jen hlava, podobna ženskému obličejí, a předce to má býti Radegast, ale poněvadž na obětých mísách Radegastových na jedné stojí runami napsáno Zibog, na druhé Tsiboz, dáno od vykladatelů sošce jméno Zibog. Nuž! to jistě nesmyslů dosti. 2. ze strany „Sieba“ praví se (str. 95 — 98), že soška její nejeví postavu nahou, jako to prý obyčejem bylo při „Siwie“: „was auf die Willkür des Künstlers beruhet, welcher allem Ansehen nach sich nicht getraut hat, eine nackende Figur zu bilden“ Jeť t. tam oděna „Sieba“ kabátkem, majíc opici na hlavě. Jméno její je dvakrát napsáno runami: Sieba, co prý znamená slovansky das leben! Juž prof. Thunmann psav: „über die Gesch. einiger nordischen Völker“ věnoval nesmyslu výše dotčenému zvláštní článek: über die Obotritischen Alterthümer, v kterém vše co Maschem bylo praveno, jmenuje: „falsch, ohne Critik, ohne Gelehrsamkeit.“ Co do slova Sieba poznamenal též Thunmann, že jinde se vždy jméno Siwa nalezá, co prý znamená: Frau, gebieterin, beherrscherin, rovněž jak skandinávská Freja. Slovo to: Siwa že se však nalezá ještě nyní v Lotyšskem, worin Seewa oder nach der Ausprache der Pintainen Siwa die Frau, die Hausmutter bedeutet.“ Lotyšský výraz: sseewa t. j. sěva co weib potvrzuje Stenderův slovník (1789. str. 225. 688), dada též diminutivum jeho: ssewina, co však litevští slovníci neznají více. Kořen toho zajima-

vého slova a tudíž původní jeho význam je bohužel neznámý, jeli ale vůbec slovanský, leží pak v něm výraz: světlá (st. slov. sěvanije, splendor) co epitheton ornans, asi tak jak Polák ženské pohlaví jmenuje bílý m. Že v tom slově však neleží kořen živ, vidno z toho, že u Lotyšů sluje život „dsiwoht“, lebendig „dsiws“ (str. 383. 384).

Nemohu tudíž na nynějším stanovisku bájesloví jinak, leč tvrditi, že žádná spolehlivá stará zpráva nevede k nějaké slovanské bohyni Živa, ač jsem sám ještě r. 1861 ba 1864 hájil její bájeslovnou bytost.

Vznikla v bájesloví mylným výkladem výrazu Siwa a Siua, nutno tudíž by i s ním opět ustoupila. Že byl výklad ten neodůvodněný, stalo se patrně z pojednání výše daného: nutno tedy aspoň pokusiti se o jiný výklad oněch slov. Mámeť příčinu, dotknouti se prvé slov Vaceradových, až pak přistoupíme k slovu Helmoldovu.

a) Vaceradova Siua.

Z příčin výše udaných nedotýkáme se tu více ni miniatury titulní ni slov Estas Šiva, než jen tré známých gloss. Co se těch týká, sluší rukopis musejní M. V. srovnati k incunabuli tištěné, o níž řeč byla v Kroku r. 1865 (I. str. 46), jejíž titul je: *Salemoneis ecclesiae Constantiensis episcopi glossae ex illustrissimis collectae autoribus (Augustae in monasterio S. S. Udalrici et Aerae. Circa 1475).*

Tato kniha má na str. 111. řádek 1 — 3 tištěno: „*Diua, dea siue imperatrix, lucina iunoque in ultima parte Italiae colitur. diua parens dea mater.*“ Z tohoto slova siue uděláno je v musejním rukopise: siua (str. 83. sloupec 1. řádek 32). Je-li to pouhá náhoda, poklesk písaře starého, pak by to slovo co latinské siue pro nás nemělo žádné důležitosti více. Taktéž by se ta věc měla, byla-li by tato reformací pokus novější, což se nám však nezdá tak býti, než že snad Vacerad sám, libuje si v glossování českém, použil té příležitosti, na místo zde ne veskrz potřebného latinského slova siue položiti českou glossu siua a to tak, že tam nyní čteš: *Diua, dea, siua, imperatrix, lucina, iunoque in ultima etc.* Viděti, že v celé té glosse o životě není ani řeči, že tedy jen podle zvuku vnějšího siua by se vztahovalo na živa a sluší též v úvahu vzíti, že tato zdánlivá glossa siua tu při veskrz jiných jménech božských stojí,

nežli ostatní glossy rovněž siua znějící. U ostatních stojí t. hlavně: Frumentum a Ceres. Byla-li by tudíž Živa skutečná bohyně česká bývala, jež se podobala bohyni obilí, nemohla by zároveň býti bohyní nejvyšší či prosto: diva, dea, imperatrix, Juno; neb Lucina je jen výklad slova Juno m. Diuna, divina = lucens dea (kořen div znamená t. svítiti). Tato protiva nevyšla posud na jevo, poněvadž Hanka (sbírka nejdávnějších slovníků, str. 6. b.) i Palacký a Šafařík (älteste Denkmäler, str. 231. a) ku glosse té siua přidali jen část latinského textu: diva, dea, nikoliv celek a okolnost tu, že to je vlastně latinské sive. Není tudíž proč zastavovati se déle při této glosse. Než abychom předce i tu možnost uvážili, že by to byla staročeská glossa, ovšem že jiného významu, než ostatní glossy: siva znějící, tož by mohlo zde slovo siva jen vztah míti na kořen si neb na kmen siv, svítiti, prosiev-ati, poněvadž lat. text sama slova obsahuje, jež na světlo vztah mají, byla by tedy glossa siva = tolik co svítící, světla, aniž by to musila hned býti bohyně, než jen slovní výklad slova lucina, diva, juno, jako (na str. 96. sloupec 2. řádek 29. a na str. 182. sloup. 2. řádek 11.) vykládá: aurora denice, lucifer, zuetlonose a lucifer, iubar vel stella opět suetlo nose t. j. světlo nose nepomyslív opět na nijaké božství. Avšak tomu všemu stojí naproti, že Vaceraď téže slovo siva zná ve významu šedivá, jak to str. 134. sloup. 2. řádek 18 ukazuje slovy: glaucus (nad řádkou): ziu t. j. siv a na téže straně a témže sloupci, řádek 22. glauci ziu e t. j. sivé. Není tudíž v skutku s touto podezřelou glossou nic započítí.

Přístupmež k dvou jiným glossám. Na str. 92. sloup. 1. řádek 42 klade tištěná Mat. V. slova: „Dea frumenti Ceres sed hoc pagani aiunt.“ Na místě toho latinského aiunt položil Vaceraď na str. 68. sloupec 3. řádek 27. 28 opět své siua, neboť přečteš tam: „dea frumenti Ceres sed hoc pagani siua“. Vynechávání opétované toho latinského slova je věru podivu hodné. Poslední glossa je pouze nadřádková. Tištěná Mat. V. klade t. „Ceres, quasi creeres a creando, eius enim sacrificia proprie erant cerimonie sicut orgia liberi“ (str. 502. sloup. 1. řádek 42. 43.) Taktéž píše i musejní Mat. V. připojivši nad slovo Ceres menším písmem siua (str. 409. sloup. 2. řádek 10). Patrné, že tu o životu není řeči a že slovo živa trpného významu jsouc nemotorný výklad latinský: a creando nebyl by

ani z dále podal. Předpokládajíce, že obě glossy jsou pravé, domníváme se, že Vacerad neb kdo jiný při Ceres hlavně význam: fruges, frumentum měl na zřeteli, že tudíž siva mu měl slovesný význam od st. českého siev-ati, sívati, nynější síti (srov. st. slov. сѣв-ьць, m. sator, sėjati, serere) snad ani nepomysliv na nějakou bohyni, jako při lat. slově ver napsal vesna a to dvakrát (str. 339. 363).

b) Hel moldova Siva.

Při výkladu Hel moldova slova „Siwa“ držíme se jiných zásad, než při výkladu slov Vaceradových a to za tou příčinou, že Hel mold byl Němec, jemuž jemné zvuky slovanské i uchu i ústám se přičily, kdežto Vacerad Čech jen nemotorným svým způsobem psaní nesnázi ve výkladu působí. Jelikož Hel mold bohyni „Siwa“ čítá mezi božstva „primi et praecipui“, musí býti bohyní vznešenou. Četl bych tudíž místo Siwa Dsiva či Dziewa (Dieva, Děva), o níž jsem bližších zpráv podal v pojednání: Děva zlatovlasá bohyně pohanských Slovanů r. 1860. Dziewa ta polabská mohla by pak ovšem zápasiti se zlatovlasou Sif skandinavskou i když nikoli stejným kořenem slovným, tož předce významem svým báječným. Co se oprávnění týká, měniti Siwa v Dziewa zakládá se na přechodu podnebných hlásek v sykavky, tak píšeme ku př. sedění v sezení, Čech píše dědina t. j. djedina, Polák dziedzina, Čech devět, Polák dziewięc, Čech divať se, Polák dziewać się, Čech děva, děvice, Polák dziewica. Polabská nářečí působila však přechod mezi nářečím českým a polským. Zastupování pak hlásek *s* a *z* je obecně známo, ba skoro zákonem, že Němci píší *s* m. slovanského *z* ku př. Zuarazici m. Svarazic, sima m. zima a domýšleti se je tedy volno, že Hel mold, byl-li by býval Slovanem, bohyni byl jmenoval a psal: Ziwa t. j. Dziewa, jako Čech píše nařízení m. nařídjenj, jelikož *z* je právě znaménko pro zvuk *ds*, *dz*. To by se bylo stalo tím rovným právem, kterým měnili latinští kronikáři v středním věku, i když byli Slované, slova Děvana, Dziewena v Zevana, Zievana, Di-di-lada, Dzidzilada v Zizilii. Hledmež, jak píše Christian Henning ještě r. 1705, když sestavil: teutschesch-wörendisches Wörterbuch von der Sprache, welche annoch unter den Wenden im Dannebergischen, Herzogthums Lüneburg, im Schwunge ist.“ Opis nachází se v Klementínské bibliothecce pod znakem 16. E.

42. bůsa deisko, Gottestisch m. biza deisko (boží deska), wist-reise, abscheren m. vistrejze (vystříhá, vystříže), dirse m. dirze (drží), anhalten, siwe m. zive (zove), anrufen, to-sine m. do žine (dožene) antreiben; seiwat m. zeivat (život) bauch, seiwe m. zeive (živé), leben, seiwat m. zeivat (život) das leben, jo gis seiwe m. jo jis zeive (já jsem živý) atd.

Vraťmež se však nyní k starému Prokošovi zpět, jenž ač je podvržen, předce staré pověsti v sobě zahrnuje, jako to právě se zdá býti v citátu výše dotčeném: *Divinitati Zywie fanum exstructum erat in monte ab eiusdem nomine Zywiec dicto*“ a čtemež jej nyní správněji, tož bude zníti jak následuje: „*Divinitati Dzievie fanum exstructum erat in monte ab eiusdem nomine Dziewiec dicto*“ a to netoliko proto, že nebylo žádné Živy než Dzievy vůbec, ale též proto, že již starý Dluhoš (Longinus) žádný vrch „Zywie“ neznal, ovšem že při potoku Sola na blízku sobě hory: Baba a Dzievka zvány. Lze tudíž domnívati se, že v starých dobách i město pod vrchem „Baba“ ležící se jmenovalo: Dziewiec (jako je Děvínů, Děvic ve všech zemích Slovanských hojnost), co potom se pokazilo v Živiec a Sapyrusch!

Nynější až podnes Polákům dobře známá forma Dzievana je jen mluvnický sesilněné neb koncovkou prodloužené slovo Dzieva, jako je Morana, Mařena taktéž prodloužené slovo Mora, můra. Polská forma Dziev-ka neb Dzievice je opět jen zdobnělá forma staršího slova Dzieva, Děva. Připamatujmež si nyní opět Dluhoše výše dotčeného, jak pravil, že Poláci na jaře sochy Mařany a Dzievany v neděli Laetare na žerdích nosili: a máme tu pak pod jménem Dzievany Dzievy naši českou Vesnu (a Moranu: „po puti vsiej z Vesny (z Děvy, Dzievy) po Moranu“), naše „léto, maj“, co přinášejí při vynášení Smrtholky či Morany do vsi zpět. Avšak touže bytostí máme i výklad onoho citátu z Prokoše jak následuje: „*Ubi primis diebus maji populus pie conveniens precabatur ab ea, quae vitae auctor (jaro, vesna, léto) habebatur, longam et prosperam valetudinem,*“ aniž bychom zapotřebí měli vymyšlené Živy. V paměti Polákův žije slovo Dzievana podnes co jméno čarovné rostliny, u nás Divizna (*verbascum*) zvané. Německá jména této byliny jsou: *Königskerze*, *lichtblumenkerze*, *himmelbrand*, všechna mají tudíž význam netoliko světla vůbec, než světla ne-

beského t. j. blesku zvlášť. Není to tudíž zajisté náhodou, že i původný význam slova Děva, Divizna leží v indoevropském kořenu div t. j. svítiti, a že Vacerad náš, znaje ještě bohyni Děvanu píše o ní: Děvana, Perunova a Letničina dcí“ (str. 76)! I po dnes odpovídají sobě i mluvnický jména nejhlavnějších u nás svátků: Hromnice — Letnice: Vá-noce, Velikonoce!

Historische Section am 26. Juni 1865.

Anwesend die Herren Mitglieder: Tomek, Storch, Winařický, Doucha und Wrátko; als Gast Hr. Walter.

Das ordentl. Mitglied Hr. Tomek beendigte die, in mehreren früheren Sitzungen gehaltenen, Vorträge über die ältere Topographie der Prager Altstadt.

Die ausführliche Abhandlung wird im nächsten (XIV.) Actenbande der k. Gesellschaft unter dem Titel: „Základy starého místopisu Pražského“ veröffentlicht werden und auch als selbstständige Schrift separat erscheinen.

Im Juni 1865 eingelangte Druckschriften.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, herausg. von C. Grünhagen. Breslau 1864—65. VI. Bandes 1. u. 2. Heft und Register zu I—V.

Codex diplomaticus Silesiae. Breslau 1865. VI. Band. (Urkunden vorzüglich zur Geschichte Ober-Schlesiens.)

Acta publica. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Herausg. von H. Palm. (Jahrg. 1618.) Breslau 1865.

Dante e Padova. Studj storico-critici. Padova 1865. (Maggio.)

Lotos. Zeitschrift für Naturwissenschaften, redig. von W. R. Weitenweber. Prag XV. Jahrg. 1865. Mai.

Journal für die reine und angewandte Mathematik. Berlin 1865. LXIV. Band. 3. Heft.

Centralblatt für die gesammte Landescultur, redig. von A. Borrosch. Prag 1865. XVI. Jahrg. Nro. 17.

Wochenblatt für Land-, Forst- und Hauswirthschaft. Prag 1865. XVI. Jahrg. Nro. 33.

Hospodářské noviny. Časopis atd. V Praze 1865. XVI. roč. čís. 33.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Berlin 1865. Nro. 24.

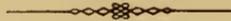
Poggendorff's Annalen usw. Leipzig 1865. Nro. 5.

Fichte, Ulrici und Wirth, Zeitschrift für Philosophie usw. Halle 1865. XLVII. Bandes 1. Heft.

Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Venezia 1864. Vol. XII.

Atti del I. R. Istituto Veneto etc. Tomo X. ser. III. disp. 6.

A. E. Erman, Archiv für wissenschaftl. Kunde von Russland. Berlin 1865. XXIV. Band. 1. Heft.



Druck von Dr. *Ed. Grégr* in Prag.
